



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die deutsche Ostmark

Both, Heinrich von

Lissa i. P., 1913

Land und Leute in den Provinzen Posen und Westpreußen. Von Oberlehrer
Fritz Braun, Graudenz. Bildertafel 5, 6.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77577](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77577)



Land und Leute in den Provinzen Posen und Westpreußen.

Von Fritz Braun.

Wenn wir auf der Karte unseres Vaterlandes die Berg- und Hügelländer Mitteldeutschlands gemustert haben und gleich darauf die Nordostmark des Reiches betrachten, so erscheint uns hier das Kartenbild viel einförmiger. Weite Ebenen wechseln in Posen wie in Preußen mit leicht gewelltem Hügellande, und nur die unregelmäßig geschlängelten Ströme und Flüsse, die zum Teil in gewaltigen, von den Riesenströmen der Eiszeit tief ausgehöhlten Betten dahinziehen, bringen charakteristische Linien und reichere Abwechslung in das Kartenbild.

Das Netz der Eisenbahnen ist noch heute im deutschen Nordosten viel weitmaschiger als in den übrigen Teilen des Reiches, und da die Industrie in der Grenzmark sich erst in unseren Tagen schüchtern regt, fehlen weiten Räumen so gut wie ganz ansehnliche Siedelungen, denn die unzähligen Zwergstädte der Provinz besizen zumeist nicht allzuviel von der Eigenart städtischer Niederlassungen.

Vor wenig Jahrzehnten war es mit alledem noch viel schlimmer bestellt, so daß den Berliner eine Reise nach Paris unter Umständen weniger Zeit und geringere Mühen kostete, als sie der Posener und Danziger Bürger aufwenden mußte, um in ein abgelegenes Landstädtchen der eigenen Provinz zu gelangen. Da überdies noch ein großer Teil der Ostmark von einer sprach- und wesenfremden Rasse bewohnt wird, kann es uns nicht wundernehmen, daß die Deutschen im Reiche wenig Lust verspürten, die Unannehmlichkeiten einer langen Reise in Kauf zu nehmen, um Gebiete kennen zu lernen, in denen man nur wenig Sehenswürdiges zu finden erwartete, die sich der Reichsdeutsche erfüllt dachte von zerfallenen Hütten, Schmutz, Sand, Kiefern und Wölfen. So hatte denn der Königsberger Geograph Zahn ganz recht, wenn er noch im Jahre 1897 schrieb, man „konnte sich außerhalb der Provinz fast gar keine rechte Vorstellung davon machen, wie Grätz und Lissa, Gostyn oder Samter eigentlich aussehen.“ Zwar führte schon seit alters die große Heerstraße nach dem europäischen Nordosten, der Postweg von Berlin nach Petersburg, auch durch Westpreußen, doch zeigte er dem Reisenden in den Heidestrichen bei Konitz und an dem Dänenhange der Nehrung gerade solche Gebiete, die zu den unwirtschaftlichsten und menschenleersten unserer Grenzmark gehören.

Ganz so schlecht wie zu den Tagen unserer Großeltern denkt man heute in dem Reiche wohl nicht mehr von Posen und Westpreußen. Man hörte dieses und jenes von den Wiederherstellungsarbeiten an der herrlichen Marienburg. Die illustrierten Zeitschriften brachten hübsche Bilder von den Ufern des früher so

weltentlegenen Frischen Haffs, an dem nunmehr Schichau seine pfeilgeschwinden Torpedoboote baute, wo die Kaiserliche Familie in Cadinen die Freuden des Land- lebens kostet. Immer größere Kreise unseres Volkes haben sich endlich auch zu der Überzeugung durchgerungen, daß die Germanisierungsarbeit in der Ostmark den Bayer ebensogut wie den Brandenburger, den Hannoveraner nicht weniger wie den Pommer angeht. Die rasch erblühenden Badeorte und Sommerfrischen in dem Weichbilde der alten Hansastadt Danzig, deren technische Hochschule auch viele Studenten aus dem Westen und Süden anlockt, bewogen so manchen Berliner und Breslauer zu einer Fahrt an die preussische Meeresküste, auf welcher ihn der vorher so abgelegene Erdwinkel durch seine landschaftlichen Reize entzückte. Da sich allmählich auch ostmärkische Künstler fanden, welche die Eigenart ihrer Heimat im Bilde zu schildern versuchten, so bildeten sich die Deutschen im Reich mit der Zeit doch eine bessere Meinung von dem früher arg verlästerten „preussischen Sibirien“, wenn auch der Beamte nach wie vor nur mit einem gelinden Grauen an eine Veretzung nach Westpreußen oder Posen zu denken vermag.

Und wirklich bergen diese Gegenden, die uns zuerst recht eintönig und langweilig erscheinen, eine Fülle wechselvoller Landschaften, so daß auch der Reisende noch auf jeder Wanderfahrt Neues findet, der sich seit Jahr und Tag bemüht hat, den deutschen Osten genauer kennen zu lernen. Allerdings liegen die schönsten Gegenden nicht immer dicht an der Heerstraße; viele mußten sogar von den Bewohnern der benachbarten Städte erst in unseren Tagen entdeckt werden, hatten doch z. B. die Bürger der Residenzstadt Posen noch vor 30 Jahren kaum eine Ahnung davon, welche prächtigen Seens- und Waldgebiete dicht bei ihrer Vaterstadt zu finden sind. Um zu zeigen, welche Fülle verschiedener Landschaftsbilder in der Ostmark auf einem kleinen Raume vereinigt sind, braucht man nur die mit Obstgärten und Weinpflanzungen bedeckten Hügel an der schlesischen Grenze, die unabsehbaren Weizens- und Rübenfelder Kujaviens, die endlosen Kiefernforsten zwischen der unteren Warthe und Nege, die bachdurchrieselten Buchenhaine des nördlichen Pommerellens, die bergumrahmten Binnenseen der Kassubei, die Wanderdünen der Nehrungen und die fetten Marschen der Weichselwerder, die breiten Urstromtäler der Weichsel, Warthe und Nege und die schmale Erosionsschlucht der fecken Bergestochter Radaune zu nennen. Es ist das schon eine recht lange Liste, und doch ist damit die Reihe der eigenartigen, für den Vergnügungsreisenden wie für den Erdkundigen gleich interessanten Landschaften, die sich in der Grenzmark finden, noch lange nicht erschöpft. Nur wenige Kilometer brauchen wir uns von den lebhaften Hauptstraßen Danzigs zu entfernen, damit wir im Südosten der Stadt die behäbigen, niederdeutschen Gehöfte der Werderbauern, im Nordwesten dagegen die schier urweltlichen Wohnstätten der Kassuben finden, um die in tiefer Einsamkeit und Weltverlassenheit die farge Seide ihren würzigen Duft verhaucht, kümmerlich genug und doch von herber, großzügiger Schönheit.

Und wenn der Deutsche es auch nur mit tiefem Bedauern zu hören vermag, wie breit sich gerade in den letzten Jahrzehnten der Slawe auf diesem Boden machte, der für die große Masse des Volkes erst durch deutsche Kulturarbeit in

eine menschenwürdige Wohnstätte verwandelt wurde, so wird durch das Neben- und Durcheinanderwohnen der beiden Völker die Mannigfaltigkeit der Bilder doch noch vermehrt. Nicht allzuweit von der Burg der deutschen Ordensritter versteckt sich der polnische Magnatensitz hinter schattigen Parkbäumen. Lassen wir uns vor der Tür des Kassubischen Dorfkruges nieder, so lugen in der Ferne die Türme der ferndeutschen Hansastadt Danzig über die Hügel, und um die polnische Kleinstadt mit ihrem mächtigen Dom und geräumigen Marktplatz ziehen sich im Kreise die deutschen Ansiedlungsdörfer. Ein paar hundert Schritt von dem städtlichen Ziegelneubau der Kgl. Preussischen Oberförsterei träumt am Ufer des grünumbuschten Landsees die Kate des slawischen Fischers, und wenn die Jugend des deutschen Werderdorfes am Hange des Weichseldammes mit Spiel und Lied den lauen Sommerabend feiert, gesellt sich zu dem Klange des deutschen Volksliedes wohl der zitternde Ton der Siedel, der ein polnischer Flößer auf der mitten im silberglänzenden Strom verankerten Holztrast weiche, herzbewegende Weisen entlockt. Wie wir uns in Westpreußen an der wuchtigen Größe der Ordensburgen erfreuen, können wir uns in Posen am Fuße zerfallener Schlösser (z. B. Radlin bei Zerlow, Heinrichseck in Radojewo, der Mäuseturm bei Kruschwitz, der Schildberger Turm u. a. m.) im Geiste in die Zeiten der Polenherrschaft zurückversetzen.

Betrachten wir auf einer physikalischen Karte die Provinzen Westpreußen und Posen, um uns eine Vorstellung von ihrem Bodenrelief zu bilden, so dünkt uns Westpreußen in dieser Hinsicht viel interessanter, und zwar nicht nur deshalb, weil es an das Baltische Meer grenzt, das hier mit tiefen Buchten und geräumigen Zaffs in das Land eindringt. Höher als die Landrücken der südlichen Nachbarprovinz wölben sich die Berge der Kassubei empor, scharf umgrenzt wie ein kleines Gebirge steigen die Erhebungen zwischen Elbing und Tolkemit von der Zaffküste empor. Immer wieder lenkt das breite Tal des mächtigen Weichselstromes, dem die Warthe an Wassermenge und Breite lange nicht gleichkommt, unseren Blick auf sich. Mit seinen Uferhängen, Niederungen und Werdern bildet dieses gewaltige Stromtal in physischer Hinsicht ebensogut wie in wirtschaftlicher eine Welt für sich. Auch die klaren Augen des Landes, die blanken Seen, sind in Westpreußen noch viel zahlreicher wie im polnischen Lande, dessen größter Landsee, der von sumpfigen Wiesen umrahmte Goplosee, zum Teil schon zu dem russischen Nachbarreiche gehört. Außerdem betten sich die westpreussischen Seen zwischen viel ansehnlichere Höhen wie die der Nachbarprovinz. Nur 3 km von den Kadauneseen, deren Spiegel etwa 100 m über dem der Ostsee liegt, erhebt sich der Turmberg zu 331 m Meereshöhe, so daß wir es hier mit einer relativen Höhe von 171 m zu tun haben, die sich in Norddeutschland nirgends wiederfindet.

Da die Grenzen der Provinzen mehr durch den Gang der politischen Geschichte als durch geographische, völkische und wirtschaftliche Gesichtspunkte bestimmt wurden, haben sie zum Teil nicht allzuviel Bedeutung für den Wanderer wie für den Landeskundigen, müßte dieser doch immer wieder gleichartige Gebiete willkürlich trennen und zerreißen, wenn er sich streng an die politische Einteilung halten wollte. Das gilt für die Grenzen zwischen Posen und Brandenburg ebenso

gut wie für die zwischen Posen und Schlesien und nicht minder für die Linie, durch die man im Jahre 1878 das preußische Land in Ost- und Westpreußen teilte. Hinsichtlich der beiden großen Nachbarstaaten Preußen und Rußland verhält sich die Sache in physikalischer Hinsicht eigentlich ebenso, doch bewirkte hier die durch polizeiliche Maßnahmen erzielte Aufhebung der Freizügigkeit, daß die willkürlich gewählte politische Grenze für die Beziehungen der Grenzanhänger dieselbe Bedeutung erlangte wie sonst wohl eine stark ausgeprägte natürliche Grenzschiede, und daß viele Striche des russischen Polens dem deutschen Geographen durchaus als terra incognita, als dunkles, unerforschtes Land gelten müssen. Dazu kommt noch der starke Unterschied in der Zivilisation diesseits und jenseits der russischen Grenzpfähle. Wer jemals in der russischen Kleinstadt in schmutziger Schenke dem betäubenden Summen der Fliegen lauschte, die mit Heeresmacht über Schnapsreste und Zuckerwerk herfallen, und zwischen haufälligen Hütten durch den Schmutz einer russischen Dorfstraße watete, braucht nicht erst Gustav Freytags lebensvolle Schilderungen von dem Wirken des Großen Königs zu lesen, um sich ein Bild von den Segnungen zu machen, welche die deutsche Ostmark den „preußischen Tyrannen“ verdankt, in deren Verunglimpfung sich die polnische Presse niemals genug tut.

Posen.

Will man der Übersichtlichkeit wegen die Provinz Posen in mehrere Teile zerlegen, so tut man am besten, sich an die großen Urstromtäler zu halten, welche die Provinz von Osten nach Westen durchziehen. Am Rande dieser Urstromtäler finden sich auch die größten Höhenunterschiede, so daß dort die Landschaft viel belebter und wechselvoller erscheint als in anderen Gegenden. Nicht nur der Fluß im Grunde, auch die Abhänge der Randhöhe bringen eindrucksvolle Linien in das Landschaftsbild, denen das Auge viele Meilen weit folgen kann. Das Glogauer Urstromtal, in dem heute die Bartsch der Oder zufließt, schneidet einen kleinen Südzipfel von der Provinz ab, während das alte Eberswalder Stromtal, eine mächtige, von ansehnlichen Höhen begleitete Talfurche, den nördlichen Grenzstrich von dem Hauptteile sondert. Der Rest des Posener Landes wird dann von der oberen Warthe und Obra, die in dem sogenannten Berliner Urstromtal westwärts fließen, noch einmal in zwei Hälften zerschnitten. Andere, quer zu den Urströmen verlaufende Flußtäler, teilen diese Gebiete noch weiter in kleinere Landstriche, die aber den gewissenhaften Topographen mehr interessieren als uns, die wir uns nur eine allgemeine Vorstellung von der Eigenart des Landes und seiner Bewohner bilden wollen.

Wenn wir unsere Wanderung durch das Posener Land im Südwesten beginnen, so kommen wir zuerst in einen Gau, der wegen seiner Landschaftsform wie wegen seiner wirtschaftlichen Verhältnisse in gleicher Weise unsere Teilnahme verlangt. Wir erreichen dort das schlesisch-posnische Weingebiet, welches die nördlichsten Weingärten unseres Planeten enthält. Wer kennt nicht die launigen Scherz-

gedichte unseres Danziger Dichters Johannes Trojan, in denen der weinfrohe Zeher die Schrecknisse des Grüneberger und Bomster Rebensaftes besingt. Mit den Hochgewächsen der Rheinpfalz und des Moselgaus hält der Bomster, Chwalimer und Unruhstatter allerdings keinen Vergleich aus, aber so arg, wie der schalkhafte Spötter es macht, ist es darum doch nicht. Mit stiller Betrübniß sieht der Landeskundige, daß in Schlesien wie in Posen die dem Weinbau gewidmete Bodensfläche von Jahrzehnt zu Jahrzehnt weiter abnimmt, und daß selbst so gute Weinjahre wie das von 1911 die Lust am Weinbau nicht recht beleben können, weil sie als gar zu seltene Ausnahmen erscheinen. Pessimistische Gemüter denken schon an die Oktoberwochen, wo man die letzte Weinlese auf ostmärkischer Erde feiern wird, wo des Winzers poetische Beschäftigung, die von deutschen Männern in das Land verpflanzt wurde, gerade so ein Ende finden soll wie die von unseren Volksgenossen in der Grenzmark eingeführte Tuchweberei, die manches Menschenalter hindurch viele Tausende fleißiger Arbeiter ernährte, aber heute infolge der russischen Zollmaßnahmen längst verschwunden oder auf ein ganz geringfügiges Maß zurückgegangen ist.

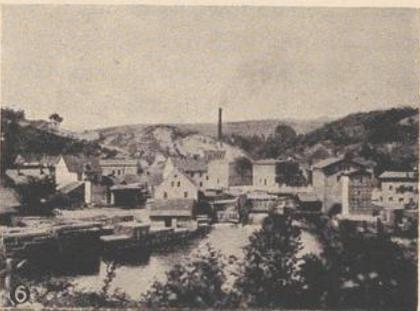
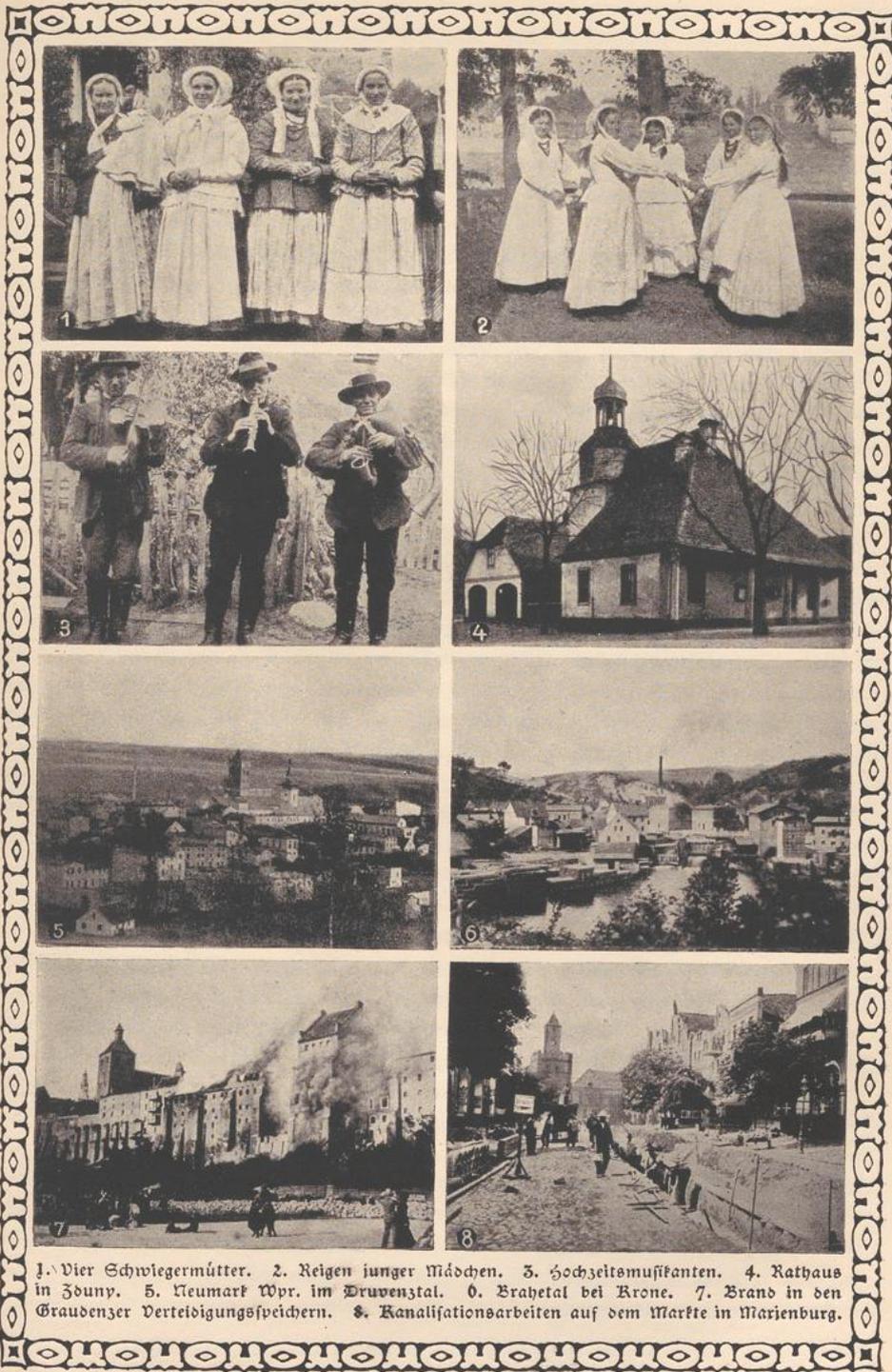
Ich erinnere mich noch sehr gut des Tages, an dem ich zum ersten Male den schlesisch-posnischen Weinbezirk besuchte und erwartungsvoll durch das Wagenfenster spähte, um mir nur ja nicht den ersten Rebgarten entgehen zu lassen. Während mich meine Einbildungskraft in die Weinberge am grünen Rhein, in die Rebenhänge an der hurtigen Saale versetzte, sauste das Dampfroß durch den eintönigen, sandigen Kiefernwald. Und dann erschien auch endlich der erste „Weinberg“.

Hinter einem Bahnwärterhäuschen sind im Walde ein paar Quadratmeter Landes urbar gemacht, aber nicht Kartoffelsträucher grünen dort wie an den Wärterhäusern in den westpreussischen Heiden, sondern schwanke Weinreben klimmen an den stützenden Stäben empor. Nun lassen auch größere Weingärten nicht mehr lange auf sich warten. Umhegt von braunroten Kiefernstämmen, entwachsen die Reben dem gelben Sande, der überall zwischen ihren grünen Blättern aufleuchtet, so daß das ganze Landschaftsbild nur wenig der Vorstellung entspricht, die wir uns von einem Weingarten gebildet haben.

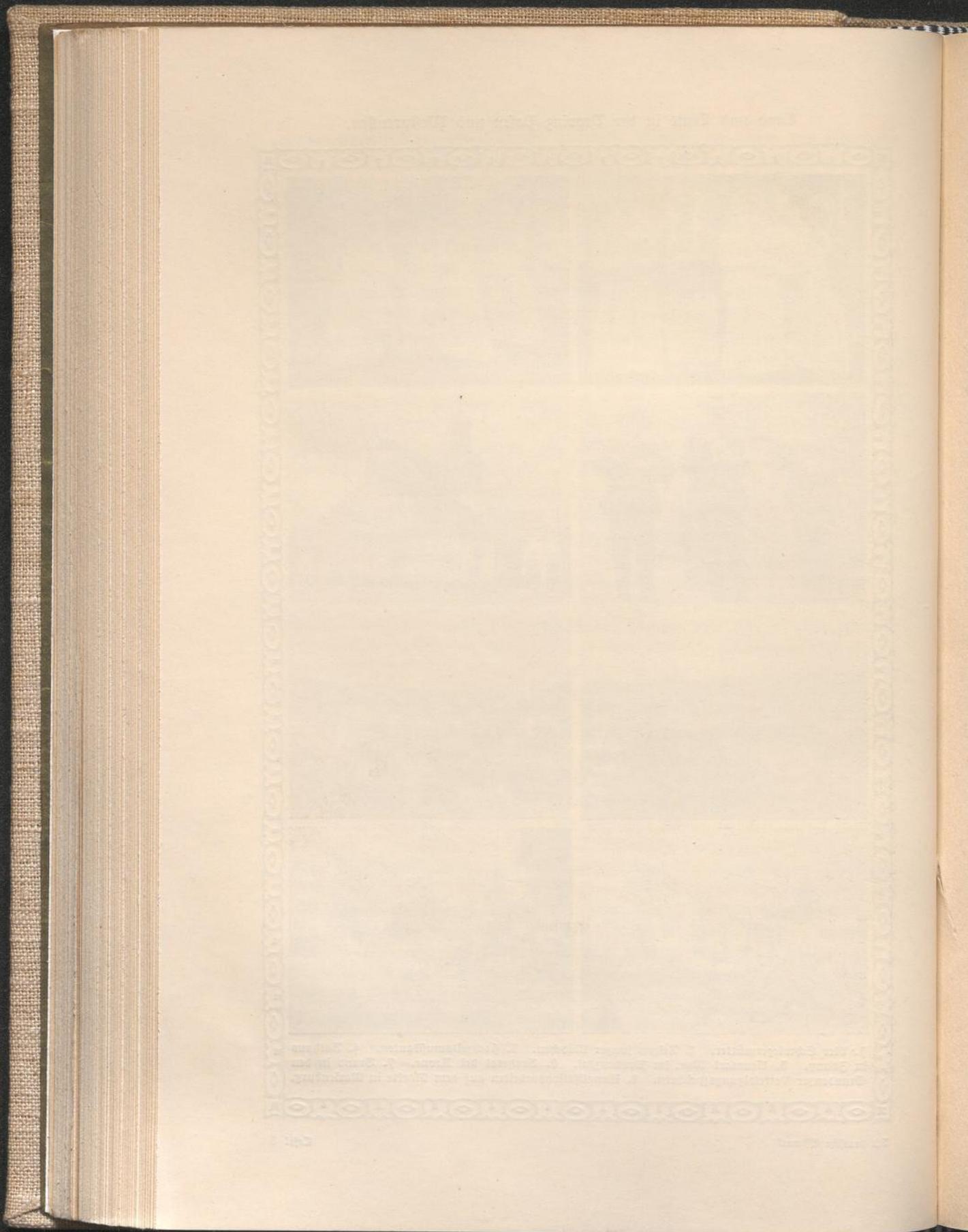
Während sich bei der schlesischen Weinstadt Grünberg die Rebenflur und die Obstgärten als bunter, schmucker Gürtel um den laubreichen Ort legen und so eins der freundlichsten Stadtbilder des deutschen Ostens schaffen, merkt man bei Bomst und Unruhstadt, den wichtigsten Weinorten Posens, von dem Weinbau nicht allzuviel, und mancher Reisende mag auf der Eisenbahn an den Städtchen vorbeifahren, ohne zu ahnen, daß garnicht weit von dem Schienenstrange die nördlichsten Weingärten der Erde grünen, gerade so wie bei dem benachbarten Grätz, der weitbekanntesten Brauereistadt der Ostmark, von den Hopfenpflanzungen noch wenig zu sehen ist, da sie erst weiter nordwärts in den Holländereien von Neutomischel Leben und Abwechslung in das Landschaftsbild bringen.

Schlicht und schmucklos wie andere Kleinstädte der Provinz liegt der alte Weinort Bomst in der ebenen Ackerflur da, und während wir vergebens nach den Reben ausspähen, drängt sich unserem Blicke umso mehr die hohe Esse der Spiritusbrennerei einer nahen Domäne auf. Lustig brennt man dort den slawischen

Land und Leute in der Provinz Posen und Westpreußen.



1. Vier Schwiegermütter. 2. Reigen junger Mädchen. 3. Hochzeitsmusikanten. 4. Rathaus in Zduny. 5. Neumark Wpr. im Druwenztal. 6. Brabetal bei Krone. 7. Brand in den Graudenzser Verteidigungswehramt. 8. Kanalisationsarbeiten auf dem Markte in Marienburg.



Susel, während der deutsche Weinbau immer mehr zurückgeht. Erst wenn wir ein gutes Stück auf der einsamen Chaussee nach Unruhstadt ausgesprochen sind, erreichen wir am Rande des Kiefernwaldes die ersten Weinpflanzungen. Zwischen den Weinstöcken ziehen sich Reihen hochstämmiger Obstbäume dahin, aber nur allzu oft breiten sie, namentlich am Rande des Rebengeländes, ihre Äste jetzt nicht mehr über feinblättrige Weinstöcke, sondern über schwanke Getreidehalme und zeigen uns so, daß der Roggen die Rebe, die Landwirtschaft den Gartenbau langsam, aber sicher verdrängt.

Während Bomst heutzutage den größten Teil der Trauben auf den Obstmarkt bringt, wird in dem benachbarten Unruhstadt noch eine ganze Menge Wein gefeilt. Auch hier liegen die Rebärten größtenteils erst in einiger Entfernung von der Stadt am Hange der sandigen Höhen, die sich nördlich von der Haltestelle Chwalim hinziehen. Hoffen wir nur, daß die nächsten Lese im Posener Weingebiete einen ebenso reichen Ertrag liefern wie die des Herbstes 1911, damit die Winzer neuen Mut gewinnen und die Weingärten auch fürderhin grünen und gedeihen.

Wir würden uns darüber nicht nur aus dem Grunde freuen, weil so die Schöpfung deutscher Ahnen erhalten bliebe, sondern nicht minder deshalb, weil die blühenden Obsthaine, in denen die Reben reifen, und die oft trotz aller Einfachheit recht malerischen Winzerhäuschen den schönsten Schmuck dieser dürftigen, sandigen Landschaft bilden, in der selbst die Kiefern sich nicht überall zu voller Größe und Schönheit entwickeln wollen. Zudem reifen die Trauben, das edle Obst selbst dort noch, wo sonst der magere Boden nichts mehr hergeben will. Als ich einst einen Landeingesessenen bei Rackwitz fragte, warum er sich nicht mit Obstbau beschäftige, erhielt ich ganz entrüstet zur Antwort: „Nanu, so schlecht ist mein Land denn doch nicht.“ Saft allerorten steht hier der gelbe Sand zutage, den selbst in den hochstämmigen Kiefernwäldern bei Bomst und Unruhstadt die lückenhafte, vielfach zerrissene Moosdecke nicht überall unserem Blicke entzieht. Daß die Waldbäume es nicht leicht haben, hochzukommen, sehen wir an den jungen Schonungen, in denen sich die Reihen der jungen Bäumchen zumeist schon arg gelichtet haben. Nur den Kaninchen behagt es in diesem dünnen, sandigen Gebiet. Überall stoßen wir auf die Mündungen ihrer Erdröhren, in denen alle Augenblicke eines der schreckhaften Tiere verschwindet, dem Wanderer seine helle Kehrseite weisend. Das leuchtende Gelb den Sandes, das dunkle Grün der Kiefernadeln und das noch dunklere des sonnenverbrannten Moosteppichs sind die Hauptfarben der Landschaft, und doppelt freuen wir uns deshalb über jedes Birkenstämmchen, dessen Krone lichtgrün zwischen den dunklen Kiefern aufflammt.

Auch die Roggenfelder, die hier auf dem gerodeten Waldboden angelegt worden sind, führen nur ein kümmerliches Dasein, und ihre Halme stehen voneinander oft so weit entfernt, daß wir noch im Heumond den gelben Sand zwischen ihnen hindurchschimmern sehen. Da kann es uns nicht wundernehmen, daß auch die über die Waldblößen zerstreuten Bauernhöfe nicht gerade wohlhabend und behaglich sind. Am anmutigsten erscheint diese Landschaft dem Wanderer noch am sonnigen Wintertag, wenn sich der dunkle Kiefernwald wirkungsvoll von dem blendend

weißen Schneefeld abhebt und der klare Winterhimmel über die weite Ebene seine hohe Kuppel spannt, an der nachts tausend helle Lichter aufflammen. Auch die einheimischen Maler, wie ein Wierusz-Kowalski, haben das längst herausgeföhlt und zeigen uns die von Kiefernwald umhögten Heiden am liebsten zur Winterszeit, wenn frohe Menschen im raschen Schlitten über die Fläche gleiten oder der hungernde Wolf vom verschneiten Selbhügel in die Ebene hinausäugt, ob sich denn nirgends eine Beute zeigen will.

Obgleich das posnische Weingebiet zu den wärmsten Teilen der deutschen Ostmark gehört, erhält die Landschaft hier doch erst verhältnismäßig spät ein sommerliches Aussehen, denn die stattlichsten Laubbäume, die wir finden, in deren Schatten der ansehnliche Gutshof daliegt, die sich im Wasser des Dorfteichs spiegeln, sind zumeist Pappeln und Akazien, die mitunter nicht vor der ersten Juniwoche ihren freundlichen Blätterschmuck anlegen.

Unter solchen Umständen muß man der Eisenbahnverwaltung doppelt dankbar sein, daß sie fast überall an den Haltestellen freundliche Gärten, blütenreiche Hecken angelegt hat, wo der Glieder seinen Duft verhaucht und die Nachtigall im Frühling ihre Lieder hören läßt.

Fruchtbarer ist das Land südöstlich von dem Weingelände, wo im Obrabruch heute wohlentwässerte Wiesen und üppige Getreidefelder die weiten Räume des Urstromtales einnehmen. Ursprünglich mag auch hier der Kiefernwald weite Strecken bedeckt haben, denn noch heute sendet er seine Vorposten bis an das Bruchgelände. Im Schatten der Kiefern finden wir dann wohl noch einen malerischen Krug, dessen verwittertes Strohdach an das sich die lange Dachleiter lehnt, bis tief zur Erde hinabreicht, während uns der gewaltige Ziehbrunnen, der den Bewohnern Trinkwasser liefert, an Ungarns ferne Püsten erinnert.

Dr. Kremmer hat recht, wenn er in seiner trefflichen Landeskunde die Obra „den merkwürdigsten Fluß Posens“ nennt. Gar manches Mal klingt ihr Name dem ostmärkischen Schüler ans Ohr, wenn er in der Erdkunde mit dem Cassequiare bekannt gemacht wird, jenem merkwürdigen Wasserlauf, dessen dunkle Slut sich wie der Wind weht, bald zum Orinoco, bald zum Amazonas wendet. Hier bei der Obra haben wir es nicht wie dort nur mit einer Bifurkation, sondern sogar mit einer Trifurkation, einer dreifachen Gabelung zu tun, da sie ihr Wasser durch zwei Flußläufe in die Warthe, durch einen in die Oder sendet. Ja, wenn wir wollten, könnten wir sogar noch die bei Meseritz mündende Paßlig, die vermittels des Abflusses des großen Nieschützsees mit der Oder in Verbindung steht, als vierten Obralauf gelten lassen. Heute ist jedoch vielfach schwer zu entscheiden, wie weit das verwickelte Bild der „Obragewässer“ durch natürliche Kräfte gestaltet ist und wie weit der Mensch den trägen Slutten neue Bahnen gewiesen hat. Da alle diese Dinge auf der Landkarte besser wie im Gelände studiert werden können, da es auch für das Landschaftsbild ziemlich gleichgültig ist, ob die Flüßchen der Warthe oder der Oder zustreben, dürfen wir über diese Verhältnisse schneller hinweggehen, als es dem gestattet wäre, der das Flußnetz der Provinz vor den Lesern zu entwirren hätte.

Die deutschen Landschaften an der schlesischen Grenze, namentlich das Weichbild des gartenreichen Fraustadt, tragen schon ganz das Gepräge der Nachbarprovinz, mit der sie regen wirtschaftlichen Verkehr pflegen. Auch Lissa und Rawitsch sind durchaus Grenzstädte.

Die neueren Stadtteile dieser Orte bestehen zumeist aus langweiligen, modernen Straßenzellen, die mitunter ohne jeden Übergang durch ländliche Bauten an das freie Feld grenzen, wie denn überhaupt den polnischen Land- und Mittelstädten eine charakteristische, gerade in ihnen zu findende Bauweise zumeist fehlt. Nur die stattlichen, alten Kirchen, wie etwa der Posener und Gnesener Dom, vermögen einen tieferen Eindruck auf den Reisenden hervorzubringen. Kommt man aus den volkreichen Gegenden Mitteldeutschlands, wo eine uralte Kultur dem Hause wie dem Hausgerät ihre Spuren aufgedrückt hat, in die östliche Grenzmark, so vermißt man schmerzlich diese verinnerlichte Bauweise, die das Haus nicht nur zu einem Obdach vor Wind und Wetter, sondern zu einem Gehäuse gemütreicher, sinniger Wesen macht. Wir brauchen in dieser Hinsicht nur etwa die Bischofsstadt Bamberg mit dem alten Erzbischofsstige Gnesen zu vergleichen. Wie schlecht schneidet dabei die polnische Gründung ab, selbst dann, wenn wir die Vorzüge, die der fränkischen Stadt durch ihre Lage und Umgebung geboten wurden, genügend in Rechnung bringen.

Nur die Kirchen sind selbst in den unscheinbarsten Orten oft groß und stattlich. Ihre pomphaft geschmückten Räume mußten dem Klein- und Uckerbürger, dessen geistige Bedürfnislosigkeit fast noch größer war als die körperliche, alle die Stätten ersetzen, an denen sich der deutsche Bürger zum Raten und Taten wie zu fröhlicher Kurzweil zusammensand, und der auf seinen Einfluß eifersüchtige Klerus tat sein Bestes, die berückende Macht, die von solchen Dingen auszugehen pflegt, nach Kräften zu nützen.

Einen eigentümlichen Schmuck der Gegend um Lissa und Rawitsch bilden die unzähligen Windmühlen, die, oft zu Dutzenden aneinandergereiht, von dem Hügelrande ins Tal schauen und selbst dem eiligen Reisenden, der auf der Eisenbahn von Posen nach Breslau fährt, nicht entgehen können.

Ebenso abgelegen wie eigenartig ist der südlichste Zipfel der Provinz, wo südlich von der tief im Talkessel gelegenen Kreisstadt Schildberg die sandigen Berge erheblich ansteigen und im Haideberge die höchste Erhebung der ganzen Provinz bilden, die mit etwa 280 m nur um rund 50 m hinter dem höchsten Punkte Westpreußens, dem Turmberge bei Berent, zurückbleibt. An den Sandhügeln, die den ansehnlichen Höhenzug bilden, nagt der Wind und zerstört von Jahr zu Jahr immer mehr die Pflanzendecke. Dennoch bewirken die Waldparzellen, die unregelmäßig über die Hügel zerstreut sind, daß auch diese karge, ärmliche Landschaft ihre Reize behält.

Wie sich die Höhen des Haideberges an die Sestenberger Hügel und das Trebnitzer Katzengebirge anschließen, das nordwestlich von Breslau das Ufer der Oder erreicht, so findet das nördlich davon gelegene Bruch der Bartsch seine Fortsetzung in dem Militzcher und Trachenberger Teichrevier. Am anmutigsten erscheint uns diese Landschaft, wenn im Frühling das junge Gras zu wachsen beginnt und die

Weidenbüsche, welche die weiten Teiche umrahmen, im Schmucke ihrer gelbgrünen Frühlingsblättchen prangen, die in der Abendsonne goldig schimmern. Dann braucht man, um die Bartschwiesen interessant zu finden, nicht zu den Jägern oder Vogelkundigen zu gehören, die das feuchte Revier mit besonderer Vorliebe aufsuchen, weil in ihm manch seltener Vogel sein Nest baut und die scheue Graugans dort in solchen Scharen haust, daß die Treibjagden auf die mausernden Vögel reichen Abschluß zu liefern pflegen.

Ganz anders mutet uns wieder das Gebiet der Endmoräne an, die von Sobotka über Koschmin, Sandberg und Gostyn fast bis nach Fraustadt reicht, und durch ihre gewaltigen Steinpackungen dem Nachfahr verrät, daß die nordischen Gletscher dort dereinst ihre reiche Frucht an Geröll und Findlingsblöcken abgesetzt haben. Wie in manchen Teilen der Kassubei fällt es auch hier dem Bauern schwer, die Steinlager von seinen Äckern zu entfernen, und ähnlich wie auf den Kämpen an dem Puziger Wiel sind darum die Gärten und Gehöfte zumeist mit zyklischen Mauern roh zusammengeschichteter Feldsteine umfriedet.

An Städten ist dieser südliche Teil der Provinz schier überreich, wenn auch nur wenige, wie das in Gartengrün gebettete Krotoschin und das auf eine lange Geschichte betriebamer Bürger zurückschauende Lissa, sich in dem Übergang zu anscheinlicheren Mittelstädten befinden dürften. Den meisten städtischen Niederlassungen blieb eine fröhliche Entwicklung schon aus dem Grunde versagt, weil ihrer gar zu viele waren. Wegen der Einnahmen, die ihnen aus den Marktgeldern und dem Schnapsverkauf zusossen, waren die polnischen Grundherrn nur allzugern bereit, alle möglichen Ansiedelungen mit Stadtrechten auszustatten, ohne daß die Bedingungen für städtisches Leben und bürgerliche Gewerbetätigkeit irgendwie gegeben waren. Während in deutschen Landen die Städte zu Brennpunkten der Kultur heranwuchsen und der Grundsatz „Stadtilust macht frei“ ihre Einwohner zu einem bevorrechteten, in gewisser Hinsicht adligen Stande machte, blieben fast alle Städte im polnischen Lande traurige Nester, mehr bevormundete Gründungen des nächsten Magnaten als notwendige Stapelplätze des länderverbindenden Handels.

Die meisten dieser Siedelungen sind durchaus Ackerstädte geblieben, viele haben sich auch in jüngster Zeit auf das Drängen der preussischen Regierung hin wieder in Landgemeinden verwandeln lassen. Wohl in keiner Gegend des Reiches gibt es soviel Kleinstädte wie hier in Posen, zählen doch von den 129 Städten des Gebietes nur 34 mehr als 5000 Einwohner, während 49 es nicht einmal auf 2000 Seelen bringen.

Sast immer sieht man es solchen Städtchen nur zu gut an, daß ihre Bewohner nicht gerade reich mit Glücksgütern gesegnet sind. In derlei winzigen Orten, die vielleicht 1200—2000 Einwohner zählen, umgeben zumeist schlichte, einstöckige Häuser ohne jede bauliche Eigenart den oft riesengroßen Marktplatz und die mit der Längsseite an die Straße gestellten Gebäude der Nebengassen könnten mit ihren schrägen, tief herabreichenden Ziegeldächern ebensogut an einer Dorfstraße stehen. Jene Städte, welche zur Zeit der großen deutschen Einwanderungen im 15. und 17. Jahrhundert von Kolonisten gegründet wurden, unterschieden sich

von den durch irgendeinen Magnaten zur Stadt erhobenen slavischen Dörfern schon durch ihren schablonenhaften Bauplan. In ihrer Mitte pflegt der meist quadratische Marktplatz zu liegen, an dessen vier Seiten sich Straßen anschließen, die von parallel zu den Marktseiten verlaufenden Nebengassen geschnitten werden. Natürlich verlangte unter Umständen das Gelände individuelle Abweichungen von diesem Plan, der aber dennoch zumeist deutlich erkennbar bleibt.

Manche der posnischen Zwergstädte sind allerdings in neuerer Zeit durch günstigere Verkehrsverhältnisse, durch die Verleihung einer Garnison und ähnliche Gründe etwas gewachsen und haben es vielleicht auf 3500—5000 Einwohner gebracht. Dabei haben sie natürlich ihr Aussehen verändert. Auch in ihnen machen die schlichten Häuschen noch den Hauptbestandteil der städtischen Gebäude aus, aber zwischen sie drängen sich doch schon die geräumigen Bauten neuerer Hotels und neumodisch aufgeputzter Geschäftshäuser als recht fremdartige Nachbarn, und draußen am Saume der Felder hat sich der dicke, prozige Gasometer so dicht neben ein paar altmodische Windmühlen gestellt, daß sie ihn beinahe mit ihren rastlosen Flügeln streifen müssen. Wie in den Kleinstädten des Westens finden wir neuerdings auch hier in der Ostmark die marktschreierisch aufgeputzten Läden von Kaffeeröstereien, Schuhfabriken und den Vertriebsstellen sächsischer Manufakturwaren. Leider machten sich diese einer bodenständigen Eigenart entratenden Bestandteile allerorten breit, ehe die Städtchen Zeit hatten, sich selber ein etwas individuelleres Gepräge zu geben. Nur allzu oft hat das ganze noch den Charakter des Unfertigen. Dicht neben dem modernen Geschäftshause gömmt uns ein halbzerfallener Torweg einen Einblick auf den Wirtschaftshof des Stellmachers, wo allerlei Gerät unordentlich durcheinander liegt, und zwischen den Häusern der Hauptstraße reichen alte Friedhöfe noch bis an den Bürgersteig oder das, was dafür ausgegeben werden soll.

Früher waren die Läden, Schank- und Gastwirtschaften ganz überwiegend in den Händen von Israeliten. Allerdings hatten diese in der vorpreussischen Zeit manche Judenverfolgung auszuhalten, doch erschienen sie, wenn der Sturm sich gelegt hatte, immer wieder hinter dem Schank- und Ladentisch. In dem letzten Menschenalter hat sich die Zahl der Juden in der Provinz ganz auffällig vermindert, ohne daß wir uns doch über die Gründe ihrer Abwanderung völlig im Klaren wären. Die einen glauben es als allgemeines Gesetz aussprechen zu dürfen, daß der Jude alle Gebiete mit einer kulturell rückständigen Bevölkerung verlasse, sobald diese wirtschaftlich gehoben und damit die Aussicht auf Übervorteilung durch den Handelsstand verringert werde, andere meinen, der gebildete Nachwuchs der Israeliten fühle sich hier im Osten nicht mehr wohl und sei zu der Erkenntnis gekommen, daß er in den westlichen Großstädten, in Berlin vor allem, behaglicher leben und mehr verdienen könne.

An anderen Orten finden wir neben dem unscheinbaren alten Slavenstädtchen mit seinen einstöckigen Spielzeughäuschen einen neuen Stadtteil aus größeren Ziegelrohbauten, in dem ein mächtiges Schulgebäude, das Schlachthaus, Fabriken, Hospitäler und Beamtenwohnhäuser Platz fanden. Nicht selten liegt dieses neue

Viertel zwischen der Altstadt und dem Bahnhof. Als die Eisenbahnlinien gebaut wurden, konnte den Bürgern die Haltestelle gar nicht weit genug von der Stadt gelegt werden, weil sie fürchteten, ihre Kunden würden nun alle Waren in der nächsten größeren Stadt einkaufen. Als sie dann später einsahen, wie unflug ihre Eisenbahnscheu sei, suchten sie durch eine oft mehrere Kilometer lange, schmale Bahnhofstraße besseren Anschluß an das moderne Verkehrsmittel zu gewinnen.

In vielen Fällen würde garnicht soviel dazu gehören, die Umgegend der Kleinstadt in ein anmutiges, parkartiges Lustrevier zu verwandeln, denn gar oft blinkt dicht neben ihr der Spiegel eines geräumigen Sees, in dessen blanker Flut goldig glänzendes Rohr Inseln und Halbinseln bildet, an dessen Ufern hier knorrige Kiefern, dort sperrästige Pappeln aufragen, während weiterhin dunkelgrüne Erlen einen grasigen Werder umgeben, zu dem uns eine schwanke Lattenbrücke hinüberführt. Fast immer geben ansehnliche Kirchen und große Dome, die wir selbst in bescheidenen Landstädtchen — ich erinnere nur an den mächtigen Dom in Trempen — finden, den Siedelungen prächtige Silhouetten.

Aber recht oft hat es der Mensch an der nötigen Mühe fehlen lassen, um das Entgegenkommen der Natur recht zu nützen und in der Umgebung des Städtchens freundliche Spaziergänge oder eine Art von Stadtpark zu schaffen. Zumeist begannen die Verschönerungsvereine erst in unseren Tagen ihre Tätigkeit, die mitunter schon recht Unerkennenswertes leistete, vielfach aber doch nicht früh genug einsetzte, um die alten Mißstände zu beseitigen. So muß sich der Wanderer oft genug darüber ärgern, daß an dem freundlichsten Plätzchen am Seeufer, wo die alten Küstern und Silberpappeln am dunkelsten schatten, stinkende Altwasser die Luft verpesten und daß kein gefestigter Pfad längs der Flut dahinführt, sondern der Fuß des Spaziergängers in abgründigem Moor versinkt.

Gebrach es den Bürgern der Kleinstadt früher infolge ihrer wirtschaftlichen und politischen Stellung zumeist an jenem Selbstbewußtsein, das eine schmuckere Ausgestaltung der eigenen Wohnstatt fordert, so hatten die Großgrundbesitzer des Landes davon mehr als genug. Wie sie sich selbst als Pairs ihres Königs fühlten, hätten sie auch ihr Gutshaus am liebsten in ein Königsschloß verwandelt, wenn nur die Mittel dazu vorhanden gewesen wären. Daher kam es denn, daß sich nicht nur der Hochadel so prächtige Jagdschlösser baute, wie es die Radziwill in Antonin am Abhange der Haidberge taten, wo ein Schinkel seiner blühenden, auf das Große und Raumesgewaltige gerichteten Einbildungskraft freien Spielraum lassen durfte, sondern daß auch viele Gutshäuser sich stattlich und weit ausladend zwischen die alten Bäume des Parkes stellten. Solche schmucken Herrensitze sind z. B. Rogalin und Owinsk, oberhalb und unterhalb von Posen an der hier recht anmutigen Warthe gelegen. Man merkt es dem Gutsparke von Owinsk an, daß er zu einer Zeit entstand, als der Boden noch recht billig war, denn nur dort, wo der Morgen Landes wenige Taler gilt, wird der Gutsherr Lust haben, so gewaltige Parkanlagen zu schaffen und so große Flächen der landwirtschaftlichen Nutzung zu entziehen. Auch im Danziger Werder findet man heute neben den Höfen der Großbauern oft parkartige Gärten. Sie entstanden

gerade umgekehrt erst zu einer Zeit, da der steigende Bodenpreis den Wohlstand der Besitzer mächtig steigerte, so daß in den Besitzern die Überzeugung reifte, sich einen solchen Luxus gestatten zu können. Die Anlage jener polnischen Parkanlagen fällt in eine weit frühere Epoche.

Gern folgt in Owinsef der Wanderer in den glühenden Tagen des Sommers der endlosen Parkmauer, über die Schatten spendend uralte Küstern, Eichen und Buchen hinwegschauen, in deren Kronen wie im freien Walde die Ringeltaube gurr und der Sitislaubfänger seine helle Weise in die sonnenerhellte Luft rieseln läßt, während zahllose Sprosser das Unterholz mit ihren klangvollen Rufen beleben. Nicht weniger alt wie die Parkbäume sind die Akazien und Linden des Friedhofes und des grünen Baumringes, der den Dorfteich umhegt, so daß es gar nicht des Flusses im Grunde und der ansehnlichen, bewaldeten Berge bedürfte, die hinter der Warthe aufragen, um ein Dorfbild von hoher Schönheit zu schaffen.

Da kann es uns auch nicht wundernehmen, daß die polnischen Schriftsteller, ein Kraszewski vor allem, so gern bei der Schilderung dieser Edelsitze verweilen. Nur hier fanden sie selbstbewusste, lebensfrohe Menschen, die bemüht waren, ihr Dasein auch mit äußerem Schmuck zu umgeben. Aber während dazumal mit dem erstrebten Glanze oft Unordnung und Verfall Hand in Hand ging und von dem gewaltigen Palaste nicht selten nur ein Flügel bewohnbar war, in den man nicht durch das eingestürzte Portal, sondern durch ein schmales, am unsauberen, von Schweinen und Zühnern belebten Wirtschaftshof gelegenes Pfortchen gelangte, sind heutzutage die Magnatensitze zumeist viel besser imstande. Hat sich doch der Wohlstand ihrer Besitzer durch die Steigerung der Bodenpreise in damals noch ungeahnter Weise gehoben. Leider ist manch stattlicher Herrensitz in solchen Gutsbezirken, die von der Ansiedlungskommission gekauft sind, niedergedrückt worden, weil er sich bei der Verwandlung des Gutes in Bauernstellen nicht recht verwenden ließ und nur eine Menge Platz fortnahm.

Überaus mannigfaltig sind die bäuerlichen Ansiedlungen und Dörfer der Provinz, wenn deren Besitzern auch nur der weitaus kleinere Teil des Bodens gehört, da in Posen noch immer der Großgrundbesitz vorherrscht, was schon deshalb bedauerlich ist, weil das in Bauerngüter aufgeteilte Land viel mehr Menschen ernährt und weit höhere Erträge liefert wie die zumeist nicht so sorgfältig bestellten Latifundien. Weit mehr Dörfer als man glauben möchte, sind wahrscheinlich deutsche Gründungen, da schon im 13. Jahrhundert von den Zisterziensern, die in Lekno (Kreis Wongrowitz), Priment, Olobof, Obra, Sehlen usw. Klöster gründeten, große Mengen deutscher Ansiedler in das Land gerufen wurden. Infolgedessen herrscht das slawische Straßendorf in der Provinz lange nicht in dem Maße vor wie man es in dem ursprünglich slawischen Lande doch erwarten sollte. Neben Reihendörfern, in denen sich die Gehöfte zwar an einem Wege aufreihen, aber des engen, straßenartigen Zusammenschlusses ermangeln, findet man auch eine große Zahl von Hausendörfern, die vielfach von den im 17. Jahrhundert eingewanderten Holländern oder Hauländern gegründet sind. Welche Form dieses Namens richtig sei, ist schwer zu entscheiden, denn wenn die einen sich darauf

berufen, daß unter diesen Ansiedlern Holländer gewesen seien, so können jene, die den Namen Hauländer verteidigen, sich darauf berufen, daß er der Tätigkeit dieser Einwanderer, die sich inmitten alter Waldgebiete niederließen und neues Ackerland rodeten, aufs beste entsprach. So kamen denn (z. B. bei Bromberg und in dem Hopfengebiet im Norden von Grätz) Ansiedlungen zustande, bei denen man sich unwillkürlich dessen erinnert, was Tacitus von unseren Altvordern erzählt. Wo ihnen ein Hain, ein Bach, eine Wiese gefiel, da ließen sie sich nieder, mochte man später zusehen, wie sich das Wegenetz den zerstreuten Gehöften anpassen ließ. Da diese Ansiedler die alte Vorliebe des Deutschen für den laubreichen Baum auch in der neuen Heimat nicht ablegten, machen ihre Ansiedlungen größtenteils einen sehr freundlichen Eindruck. Allerorten wiederholt sich die Erfahrung, daß größere Mannigfaltigkeit in der Benutzung des Bodens, bessere Obstpflege, Hopfen- und Weinbau auf deutsche Einflüsse zurückzuführen sind, der polnische Landwirt baut in erster Linie Roggen und Kartoffeln, Kartoffeln und Roggen.

Eine große Anzahl neuer Dörfer gesellte sich zu den älteren Gründungen in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, als die Ansiedlungskommission ihr segensreiches Werk begann. Was für eine Rolle die neuen Kolonisten in der Provinz spielen, wird uns klar, wenn wir hören, daß die Ansiedlungskommission seit 1880 rund 270 000 ha erworben und auf ihnen mehr als 220 Dörfer gegründet und wohl 60 000 Deutsche dort angesetzt hat. Aus allen Teilen Deutschlands, aus Schwaben nicht minder wie aus Pommern, aus Westfalen wie aus Sachsen strömten die Bauernsöhne in die ferne Ostmark, und auch mancher Deutsche, dessen Eltern nach Rußland, Rumänien oder in die Dobrudscha ausgewandert waren, hat wieder den Weg in die alte Heimat gefunden. Die meisten Ansiedlungsdörfer liegen in den Kreisen Posen, Gnesen, Mogilno, Wreschen, Wongrowitz und Znin, aber auch in den übrigen, vorwiegend polnischen Teilen der Provinz finden sich ihrer genug.

Überall war die Kommission bestrebt, möglichst große, zusammenhängende Flächen mit Kolonisten zu besetzen, damit nicht die Wogen des fremden Volkstums über den winzigen deutschen Inseln zusammenschlagen. Sind doch die Bamberger in den Dörfern bei der Provinzialhauptstadt in dieser Hinsicht ein warnendes Beispiel. Nur durch ihre fränkische Tracht und die fränkischen Namen verraten sie heute dem Wanderer, daß sie erst vor anderthalb Jahrhunderten den gesegneten Maingau mit der fernen Ostmark vertauschten. Wenn irgendmöglich, stattet man die Ansiedlerstellen mit soviel Land (meist 50—80 Morgen) aus, daß es dem Besitzer möglich ist, sich durch zähen Fleiß zu behaglichem Wohlstand durchzuringen. Nicht selten wurden Kleinstädte, in denen das Deutschtum zu erliegen drohte, wie etwa Mogilno, Janowitz u. a. m., mit einem Gürtel solcher Ansiedlungen umgeben, damit die Kolonisten die deutschen Händler und Gewerbetreibenden der Stadt vor dem Untergange retten und ihnen zu neuer Blüte verhelfen.

Die Bebauungspläne der neuen Kolonistendörfer sind recht verschieden, da man nicht nach freiem Ermessen handeln konnte, sondern in den meisten Fällen aus wirtschaftlichen Gründen genötigt war, die Baulichkeiten der alten Gutshöfe für

die neue Ansiedlung nutzbar zu machen. So finden wir denn in dem Ansiedlungsgebiet zerstreute Feldgehöfte nicht weniger wie Hausendörfer, Straßendörfer ebenso gut wie Niederlassungen, in deren Mitte sich die Kirche befindet, welcher die Wege zustreben, wie die Strahlen eines Sternes ihrem Schnittpunkte. Dort, wo das Gelände die Arbeit der Baumeister unterstützte, wo ein schattiger Gutspark, das Ufer eines bligenden Sees das Dorfbild verschönte und belebte, wo sich die Ansiedlungen an einem zwischen Waldbergen dahinströmenden Wiesenbache entlangziehen, nehmen sich die neuen Gründungen schon heute recht anmutig aus, während andere eine gewisse Unfertigkeit und Willkürlichkeit der Anlage deutlich zeigen, so daß es dem Wanderer in ihnen sogleich klar wird, er habe es hier nicht mit Niederlassungen zu tun, die sozusagen von selbst, wie der Waldbaum, der heimischen Erde entwachsen. Ansiedlungen, die ein mächtiger Unternehmer von heute zu morgen entstehen läßt, behalten eben das Gepräge ihres Ursprungs nur allzu leicht noch lange Zeit bei. In vielen Fällen leidet das Dorfbild unter Bauparmut. Recht unähnlich den im 17. Jahrhundert eingewanderten Hausländern wissen unsere Kolonisten den Wert eines ihnen zufallenden Gehölzes nur selten zu schätzen. Fast immer lassen sie die Stämme eiligst in den Ofen wandern, unbekümmert darum, ob der sandige Boden, der nun wieder dem Winde preisgegeben wird, die benachbarten Äcker schädigt.

Durch die Lebenshaltung der deutschen Einwanderer aus dem Reiche dürfte allmählich auch die der polnischen Bauernbevölkerung gehoben werden, die schon heute nicht mehr den Vorstellungen entspricht, die man sich in dem vorigen Jahrhundert von polnischer Wirtschaft und polnischem Schmutz gebildet hatte. Mit der Zeit haben die Polen begriffen, daß die Arbeit die stärkste Waffe im Wettkampf der Völker ist, und wie manche ihrer Großgrundbesitzer (vgl. Kraszewski: Alte und neue Zeit) sich alle Errungenschaften der Technik zunutze machen, suchen heute auch die meisten Bauern dem Acker durch gewissenhaftere Bestellung, reichere Düngung und besser gewählte Fruchtfolgen wertvollere Ernten abzugewinnen, was ihnen um so leichter fällt, als bäuerliche Konsumvereine und Kreditbanken den Bezug von landwirtschaftlichen Maschinen, Kunstdünger, Zuchtthieren u. a. m. zu erleichtern suchen. Gleichzeitig ermöglicht die ungeheuere Bedürfnislosigkeit dieses Menschenschlages es noch heute vielfach den ländlichen Arbeitern, sich allmählich zum Bauern emporzuarbeiten. Reichen die Ersparnisse, die er als Sachsen-
gänger bei der Sommerarbeit in den deutschen Provinzen des Staates machen konnte, zum Ankauf eines Stückes Land aus, so läßt er es sich nicht verdrießen, die wirtschaftliche Unabhängigkeit lange Jahre hindurch mit den elendesten Wohnungsverhältnissen (in der Tucheler Zeide finden wir die reinen Höhlenbewohner) zu erkaufen.

An einer geräumigen und gesunden Wohnung ist dem Polen überhaupt nicht allzuviel gelegen, und wenn wir die Eigentümlichkeit des polnischen Bauernhauses beschreiben wollen, müssen wir mehr Mängel als charakteristische Eigentümlichkeiten aufzählen. Wer aus Schwaben, Franken oder Thüringen, wo das Bauernhaus das Ergebnis uralter Stammeskultur ist und vielfach Art und Wesen der

Bewohner widerspiegelt, nach Posen und Westpreußen kommt, fühlt sich von der Charakterlosigkeit der polnischen Bauernhäuser, die oft nichts weiter sind als ein mit den einfachsten Mitteln hergestelltes Obdach vor Wind und Wetter, zuweilen geradezu abgestoßen.

Und ebenso wie die Häuser haben auch die Leute, die darin wohnen, mit deutscher Art wenig gemein. Grübelnde Bauernphilosophen, wie sie uns ein Rosegger, ein Hansjakob so naturgetreu abgezeichnet haben, sucht man hier vergebens. Der Verstand ist bei diesen Menschen von allen Geisteskräften wohl am wenigsten entwickelt, da Jahrhunderte lang nichts dafür getan wurde ihn zu schulen, während das Gemüt und die Einbildungskraft bei einem Gottesdienst, der sich ausschließlich an sie zu wenden pflegt, reichlichere Nahrung fanden. Da kann es uns auch nicht wundernehmen, daß die Religion ein starkes Band um diese Menschen schlang, eine Religion, deren Wesen für sie in dem Glauben gipfelt, daß nur der rechte Pole wahrer Katholik sei, daß dieses Volk sozusagen die bevorzugte Garde der Jungfrau Maria darstelle. Hegenotare und Hegenkapläne, die sich nicht ohne Absicht in die polnische Tracht kleiden, verstanden es denn auch in neuerer Zeit trefflich, sich diese dumpfen Triebe zur Erregung nationaler Leidenschaften und wilden Deutschenhasses dienstbar zu machen. Noch vor 30 Jahren konnte Dr. Burmann in einem Werke über Land und Leute der Provinz Posen schreiben: „So kommt es, daß der Bauer nicht das geringste Interesse für die Wiederherstellung seines Vaterlandes hat; es fällt ihm nicht ein, für die Losreißung der Provinz Posen von Preußen irgendwelche Opfer an Gut und Blut zu bringen; der Hinweis auf die glanzvolle Vergangenheit erinnert ihn höchstens an die Willkürherrschaft seines ehemaligen Grundherren, und von der Verheißung einer besseren Zukunft hält er nicht viel; er ist Pole und will Pole bleiben, aber der polnische Nationalstaat scheint ihm nur hoffnungsloses Elend zu bieten.“

Wenn uns heute die Handlungsreisenden erzählen, wie der polnische Bauer sich bei dem Ankauf eines Pfluges, einer Dreschmaschine ganz genau vergewissert, daß er nur ja ein belgisches oder englisches Erzeugnis erhält, damit er nicht die verhassten Deutschen mit seinem Gelde bereichere, fällt es uns schwer, zu glauben, daß seit der Niederschrift jener Worte kaum ein Menschenalter verstrichen ist.

Sonst haben die Landleute in neuerer Zeit vielfach von althergebrachter Art gelassen. So auch in Sachen der Tracht. Namentlich in der Nähe der größeren Städte sind die bunten Röcke und Kopftücher der Frauen oft von städtischen Gewändern verdrängt worden, und auch die Männer haben sich vielfach zu Zugeständnissen an die alles ausgleichende Zivilisation unserer Tage herbeigelassen. Im allgemeinen aber erscheinen die Polen heute noch wie vordem in der polnischen Mütze oder dem großen Hut, dem schwarzen oder dunkelblauen Rock und den dunkeln, in die Schaftstiefel gesteckten Tuchhosen, einer Tracht, welche wir, wie schon erwähnt, in mehr städtischer Form bei den Geistlichen wiederfinden, die damit von vornherein ihre völkische Stellung nur allzu deutlich bekunden.

Ein soziales Leben im höheren Sinne haben diese Landleute, die früher in unwürdigster Abhängigkeit von den Großgrundbesitzern lebten, eigentlich erst in

neuerer Zeit unter der preussischen Herrschaft Pennen gelernt, wo sie allmählich aus ihrer atomistischen Wirtschaftsform heraustraten und politische und wirtschaftliche Vereine und Genossenschaften gründeten. Früher bildeten die kirchlichen Feste und die einschneidenden Ereignisse im Familienleben, namentlich die Hochzeiten, welche zumeist mit großem Aufwande gefeiert wurden, die Höhepunkte ihres sonst recht vegetativen Daseins.

Die baumreichen Parkanlagen der Gutshöfe, denen das Alter und der prachtvolle Wuchs der Eichen und Buchen, Küstern und Pappeln etwas Urwaldartiges geben, können wir in der Provinz um so besser brauchen, weil die Wälder sich hier nicht allzu oft zu höchster Schönheit entwickelt haben. Wenn wir auch in den meisten Landschaften alte Buchenwälder und Eichenhaine finden (z. B. im Kreise Krotoschin und dann bei Czeszewo und Rogalinek an der Warthe, in der Försterei Buchwald bei Obornik, an den Eichbergen bei Wirszig usw.), so bilden diese Bestände doch im Vergleich zu den endlosen Kiefernwäldern nur seltene und darum doppelt willkommene Oasen. Während etwa 17 Proz. der Bodenfläche Posens mit Nadelwald bedeckt sind, nehmen die Laubwälder weniger als 3 Proz. des Landes ein.

Weil die geldbedürftigen Väter der Grundbesitzer weite Strecken fahltrieben, findet man in vielen Gebieten ganz überwiegend jüngere Schläge. Meilenweite Bestände von 20—25jährigen Kiefern, die im engen Schluß noch mehr Strauchbesen als wohlentwickelten Waldbäumen gleichen, können aber nicht schlecht hin als Schmuck der Landschaft bezeichnet werden. Da fast überall im Posnischen der fruchtbare Lehm nur inselartig in dem leichten, oft allzu leichten Sandboden auftritt, hat man die lehmigen Gebiete zumeist in Ackerland verwandelt und nur die sandigen Strecken dem Walde überlassen. Darum sind denn auch prächtige Laubbestände in Posen nicht gerade häufig. Trotzdem findet der anspruchslosere Wanderer auch im Kiefernwalde Abwechslung genug, gibt es doch kaum eine Waldart, die in den einzelnen Altersstufen so grundverschieden aussieht. Anders erscheinen uns die 8—10jährigen Schonungen, deren Bäumchen zur Frühlingszeit, wenn jeder Ast seine graugrünen Maitriebe emporhält, Perzengeschmückten Weihnachtsbäumen gleichen, anders die vielleicht dreimal so alten Schläge, die sich meilenweit in ermüdendem Einerlei über Hügel und Täler dahinziehen, so daß wir erleichtert aufatmen, wenn der Blick einmal durch eine lange Schneise den Weg zu der fernen Wiesenflur findet, die ein einsames Baumgehöft umgibt, dessen rote Ziegeldächer im Abendschein leuchten. Wieder anders mutet uns der stolze Bestand schlagreifer Söhren an, in dem hier Heidelbeeren den Boden mit ihrem hellgrünen Blattwerk überziehen, dort wieder stattliche Wacholderpyramiden vom dem moosigen Grunde aufsteigen und einen Wald im Walde bilden.

Wie schon erwähnt, finden wir in Posen die größten Höhenunterschiede an den Rändern der alten Urstromtäler, denen die norddeutsche Tiefebene auch in anderen Landesteilen — wir erinnern nur an die Oder bei Frankfurt, die Elbe bei Hamburg — manches reizvolle Landschaftsbild verdankt. Leider fehlt es den Flußlandschaften in Posen insofern an Abwechslung, als die Provinz einerseits

Keinen wirklich großen Strom ihr eigen nennt — die Weichsel ist nur Grenzfluß — und ihr andererseits auch die rieselnden Bäche fehlen, die an dem Nordabhange Pommerellens und in den lauberfüllten Schluchten der Elbinger Höhe Auge und Ohr des Wanderers erfreuen.

Zu der gewaltigen Breite der Urstromtäler, die von den reißenden Strömen der Eiszeit herausgearbeitet sind, steht die Wasserführung der Flüsse und Flüschen heute in einem argen Mißverhältnis, so daß die schmalen Wasserläufe in den breiten Talgründen die mannigfachsten und scheinbar willkürlichsten Serpentinien beschreiben können, die bei der Kanalisierung der Flüsse oft totgelegt und durch gradlinige Kanäle ersetzt wurden.

Mannigfach und wechselreich ist zumeist das Pflanzenkleid der Uferhöhen. Hier füllen die schwellenden Laubmassen eines Buchenhaines ein sanftes Tal aus, dort bekleiden dunkle Föhrenwälder den steilen Hang, und an einer dritten Stelle gleißt der gelbe Sand im Sonnenlicht, das er im Frühling und Herbst nicht selten verdunkeln hilft, wenn die Sandmassen vom Sturmwind hochaufgewirbelt werden. Dann können wir uns am besten eine Vorstellung davon machen, welchen gewaltigen Einfluß in manchen Gegenden, z. B. in dem Landstrich zwischen der unteren Warthe und Nege, der Wind auf die Gestaltung der Erdoberfläche hatte als sie noch nicht durch meilenweite Kiefernwälder vor seinen Angriffen geschützt war.

Wenn wir selber zu den Randhöhen emporsteigen, so schauen wir wohl, leider nur allzu selten, zu lichtgrünen Auwäldern hinab, durch die sich der Fluß und seine Altwasser hindurchwinden. An anderen Stellen des Talgrundes wogt das Korn, leuchtet das bunte Fell der Rüge, als wären sie selber riesige Wiesenblumen, aus dem tiefen Grase zu uns herüber. An manchen Punkten der Provinz, wie in dem breiten Negebruch, ziehen sich wieder unabsehbare Torfmoore in dem Grunde dahin, deren schwarze Torfziegel, zu endlosen Mauern aufgeschichtet, sich scharf von dem helleren Grase abheben.

Wieder anders geartet ist das schmale Durchbruchstal der Warthe zwischen Moschin und Obornik, wo der Fluß stellenweise zwischen 4—6 m hohen, unregelmäßig zerklüfteten Sandufeln dahinströmt und die Kiefern der Uferwälder mitunter bis zum Flusse hinabsteigen. Nicht selten, wie bei Owinok, ragen dann hinter dem schmalen Waldstreifen am Flußufer so wuchtige Höhen auf, daß die Feldstur über den Kronen der Kiefern noch ein ganzes Ende emporklettern muß, ehe sie den Rand des Waldes erreicht hat, der seine Vorposten bis an den Steilabfall des Hochlandes vorausgeschickt hat. Daneben fehlt es auch nicht an idyllischeren Flußbildern wo ein kleineres Flüschen, wie etwa die Welna oder Mogilniza, sich in laubreichen Gründen dahinschlängelt und saftige Wiesen die Flußterrassen in ein blumiges Kleid hüllen. Da klappern dann wohl geschäftige Wassermühlen, und kleine Waldparzellen, die über die blumige Flur zerstreut sind, helfen jene freundliche Landschaftsform bilden, in der sich das schlanke Reh wohl und heimisch fühlt.

Immerhin gibt es in anderen Teilen unseres Vaterlandes, im Süden und Südwesten noch viel anmutigere und romantischere Flußtäler. Die zahlreichen, blauen

Seen, die sich zwischen die Hügel und Triften gebettet haben, bilden dagegen einen Schmuck der Landschaft, den wir in den meisten Teilen Mitteldeutschlands vergeblich suchen, so daß unsere norddeutsche Heimat mit Recht auf ihn besonders stolz sein darf. Wie überall im deutschen Norden und Nordosten finden wir auch in Posen gerade an den Ufern der Landseen die köstlichsten Landschaftsbilder. Mögen wir ihrer auch noch so viele gesehen haben, wir erfreuen uns doch immer von neuem jedes Wasserbeckens, das in der Ferne vor uns aufblinkt, denn fast alle haben etwas Persönliches und Eigenartiges, was sie von den benachbarten Seen unterscheidet.

Um das zu erkennen, braucht man nicht die ganze Provinz Kreuz und quer zu durchwandern, beinahe auf jeder Eisenbahnfahrt, selbst in der nächsten Nähe der Provinzialhauptstadt — ich erinnere nur an die Bahnstrecke Posen—Gräg — bekommt man eine ganze Reihe anmutiger Landseen zu Gesichte.

Hier umrahmen sanft gewellte, mit halbwüchigen Sichten (*Pinus abies* L.) bestandene Hügel ein geräumiges Wasserbecken, von dem sie noch ein schmaler Wiesenstreifen trennt. Kein Haus ist zu erschauen, kein breiter Landweg belebt das Bild. Umsonst spähen wir nach schlanken, weiß berindeten Birken, nach hochragenden Weiden und Pappeln, wir sehen nichts als Wasser, Gras und Sichten, die zusammen eine eigentümliche, schwermütige Landschaft bilden, wie wir sie auf der schwäbisch-bayrischen Hochebene finden.

Der nächste Landsee mutet uns wieder ganz anders an. An seinem Ufer drängen sich die roten Ziegeldächer eines ansehnlichen Dorfes um eine schlichte Kirche, deren Gemäuer schon nach wenigen Tagen hinter den Laubmassen der riesigen Pappeln verschwinden dürfte. Heute geben uns die erst halb entwickelten Blätter, deren gelbes Gelbgrün scharf absticht von der satteren Sarbe der Wiesen, den Blick noch frei auf das schwarzweiße Sachwerk und den altersgrauen Holzhelm des Kirchturms. Auch die breiten Landwege, die sich auf dem Plage vor der Kirche kreuzen, erfreuen sich des Schmuckes stattlicher Laubbäume, deren schwellenden Blattpolstern die ganze Landschaft ein wärmeres, freundlicheres Aussehen verdankt.

Nur wenige Kilometer weiter lernen wir noch einen anderen Seentyp kennen. Dicht an dem Schienenstrange träumt inmitten des Kiefernwaldes ein stiller Waldsee. Nur in der Mitte der Fläche blinkt seine Flut, die ein paar Seerosen schmücken, hell auf, sonst nahmen Binsen und speerschaftiges Rohr von ihr Besitz. Am Ufer reiht sich eine mächtige Erle an die andere, stattliche Bäume, aber doch nicht hoch genug, um den hinter ihnen emporstrebenden alten, knorrigen Föhren den Blick auf den Waldsee zu verwehren.

Ebenso verschieden wie diese kleineren, nur wenige Morgen großen Gewässer sind auch die größeren Landseen der Provinz, die viele, viele Hektar und Quadrat-Kilometer bedecken, ist doch der Goplosee, der größte See unseres Gebietes, an dem allerdings auch das russische Nachbarreich Anteil hat, nicht weniger als 50 km lang.

Die landschaftliche Schönheit der Seen nimmt allerdings nicht mit der Größe ab und zu. So ist denn auch der Goplo, der von verhältnismäßig ebenem Ge-

lände umgeben ist, trotz der Romantik des alten Kruschwiger Mäuseturms, lange nicht der schönste See des Landes. Am dichtesten drängen sich die klaren Wasserbecken auf der Gnesener Platte, doch gibt es auch anderswo, wie zwischen Warthe und Odra und zwischen Brahe und Nege, Landseen in Hülle und Fülle. Und in den meisten Fällen sind die Hügel, die das Wasserbecken umgeben, so anmutig geschweift, folgen sich Waldflecken, Getreidesuren und Wiesen an ihrem Ufer in so glücklichem Wechsel, daß es garnicht der freundlichen Siedelungen bedürfte, um eindrucksvolle Landschaftsbilder zu schaffen. Dennoch bringt an so manchem Landsee erst die hochgetürmte Stadt Leben und Wärme in das ganze Gemälde, und nur recht wenige Wasserflächen brauchen ja auf diesen Schmuck zu verzichten. An einem Landsee liegen im Osten der Provinz Kruschwitz, Pakosch, Tremessen, Znin, Wongrowitz, Rogasen und viele andere Städte, und im Westen erfreuen sich Wollstein, Bentschen, das reizende Storchnest, u. a. m. einer landschaftlich so bevorzugten Lage. Nicht selten finden wir an den Ufern der Landseen prächtige Laubwälder, doch herrschen im allgemeinen auch hier Kiefernbestände vor, so daß den meisten dieser Gemälde die schwellenden Laubmassen und die Üppigkeit des Pflanzenwuchses fehlen, durch die infolge des ozeanischen, um vieles feuchteren Klimas, die vielbesuchten Landseen der Holsteiner Schweiz den Wanderer erfreuen.

Alle diese landschaftlichen Reize, abwechslungsreiche Flussbilder, weite Wälder, blinkende Seen finden wir auch in der Umgebung der Hauptstadt Posen. Ich entsinne mich noch recht gut, daß Posener Verwandte, die meine Eltern in Danzig besuchten, sich nicht genug tun konnten, die Lage Posens gegenüber der von Danzig herabzusetzen. Es dürfte dem Posener Gau auch schwer fallen, mit dem Ufergelände der Danziger Bucht, wo sich steile Meerestüften, herrliche Laubwälder, ansehnliche Erhöhungen und weite Niederungen, ein breiter Strom und liebliche Landseen beisammen finden, in dieser Hinsicht zu wetteifern, aber so reizlos, wie es nach den Klagen jener Gastfreunde erscheinen könnte, ist das Gelände in dem Weichbilde des Posener Domes doch noch lange nicht. Wenn es sich damals unverdienten Tadel gefallen lassen mußte, so lag das wohl einmal daran, daß Slawen und Slawengenossen nicht die Naturfreude und Wanderlust des Deutschen teilen und lieber am Marmortischchen des Kaffeehauses, hinter der Bugenscheibe der Weinstube sitzen, als daß sie von Hügel zu Hügel, von See zu See pilgern, zum anderen aber an dem Umstande, daß die schönsten Punkte der Posener Umgebung von der Hauptstadt ein paar Meilen entfernt sind, so daß sie ihr erst durch den Bau von Eisenbahnen recht nahe gerückt wurden. Heute vermag der Posener die waldumkränzten Seen zwischen Moschin und Stenschowo, das laubreiche Owinsk, die anmutigen Uferstrecken der Cybina, ja selbst die schmucken Holländereien und sauberen Hopfenplantagen von Neutomischel in so kurzer Zeit erreichen, daß er sich mit seiner Heimat auch in der Hinsicht ganz gut abfinden könnte, ist doch der Reisende, den sein Weg nach Posen führt, oft genug von den Reizen dieser ostmärkischen Landschaft geradezu überrascht.

Wenn sie nur häufiger der alten Stadt an der Warthe, in der das Deutschtum sich noch heute wie seit Jahrhunderten unverzagt seiner Haut wehrt, einen

Besuch abstatten wollten! Sie kämen dabei schon auf ihre Rechnung, namentlich dann, wenn sie zu jener Art von Reisenden gehören, die nicht beständig zu Sehenswürdigkeiten allerersten Ranges, Pyramiden und Niagarafällen, pilgern wollen, sondern auch ihre Freude daran haben, aus dem Leben auf den Straßen und in den Schenken, aus dem Treiben auf den Märkten und in den Herbergen auf den Kulturzustand und die geistige Eigenart der Bewohner Schlüsse zu ziehen. Diese werden immer wieder den Weg nach der Hauptstadt des Großherzogtums Posen finden, um heute ein paar Stunden offenen Auges durch die Straßen zu schlendern, morgen die Besucher des großen Kaffeehauses, den polnischen Geistlichen und Großgrundbesitzer, den heißspornigen, in Politik machenden Rechtsanwalt und den kavaliermäßig gekleideten Subalternbeamten zu beobachten, der trotz seines preussischen Staatsamtes nicht aufgehört hat, sich als Pole zu fühlen.

Obgleich das heutige Posen aus ganz verschiedenen Teilen zusammengewachsen ist, aus der deutschen Kolonistenstadt mit ihrem altehrwürdigen Rathause, den alten slawischen Quartieren östlich der Warthe, dem modernen Palastviertel am Bahnhof, wo sich die Kaiserliche Pfalz wuchtig gen Himmel hebt, und der Neustadt im Westen, bildet das Ganze doch eine recht eigenartige Siedelung.

Von dem gutpolnischen Schmutz — anno 1807 blieb der Wagen des Weimarer Kanzlers von Müller noch mitten in der Stadt im Schmutz stecken — welcher dereinst der Walischei und den ärmeren Stadtteilen ihr Gepräge gegeben haben soll, ist heute dank der energischen Stadtverwaltung wenig mehr zu spüren; auch dort, wo man es den Häusern ansieht, daß sie Angehörige der ärmeren Volksklassen beherbergen, unterscheiden sie sich nicht wesentlich von den Arbeitervierteln anderer Großstädte. Auf dem Marktplatz fühlen wir uns in vieler Hinsicht an die gleichen Stätten in Thorn und Breslau erinnert, und manche anderen Straßenzüge könnten ebensogut einer mitteldeutschen Stadt angehören. Im allgemeinen aber braucht man nicht lange zu suchen, um zu erkennen, wie sich die Bewohner bemühten, ihrer Vaterstadt ein bestimmtes, polnisches Gepräge zu geben.

Während man in den Nachbarorten Berlins, z. B. in der pommerischen Hauptstadt, in der Einrichtung der Läden, selbst der Kram- und Südfrucht-handlungen, vielfach den Einfluß der Kaiserstadt wahrnimmt, trifft man hier in Posen immer wieder das Streben, sich anders zu geben als der Deutsche.

Wenn ich wieder einmal Gelegenheit hatte, ein paar Stunden das Posener Straßenleben zu studieren, fühle ich mich immer von neuem an Ofen-Pest erinnert. Wie man dort alles tat, um nicht ein Klein-Wien, sondern eine echt magyarische Stadt zu schaffen, so schwer und schier unmöglich dies auch bei der Dürftigkeit des Kulturlebens einer Nation war, in der Riesendörfer noch heute die deutsche Stadt ersetzen müssen, so gab man sich auch in Posen redliche Mühe, die preussische Provinzialhauptstadt zum Vororte des polnischen Großherzogtums zu machen.

Wie sich die geschniegelten Herrchen, die auf der Wilhelmstraße einherbummeln, und die eleganten, recht häufig auch schönen Damen, welche ihnen bei dieser verantwortungsvollen Beschäftigung Gesellschaft leisten, alle mögliche Mühe geben,

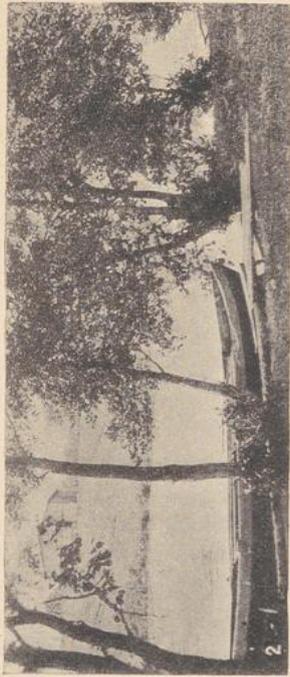
in Tracht und Haltung polnisch oder zum mindesten französisch, jedenfalls aber nicht deutsch auszusehen, so zeigt sich auch in der Ausstattung der Läden, in dem Wortlaut ihrer Schilder, dem Schmuck der Schaufenster allerorten das Bestreben, von dem deutschen Wesen möglichst weit abzurücken. Wo man sich bei den Firmenschildern und den der Anlockung von Käufern dienenden Auslagen nicht geradezu des Polnischen bedienen will, muß die französische Sprache erhalten und selbst die im Deutschen gebräuchlichen Fremdwörter finden in den Augen der Eiferer keine Gnade. So trifft man hier an Stelle der „Konditorei“ die „confiserie“, über dem Schaufenster des Zuckerwarenhändlers prangen die das Polenherz erhebenden Worte „Bonbons de Varsovie“, und der slawische Lockenkrausler verheißt seinen Kunden in französischer Sprache die gleiche Behandlung, deren sich die Häupter der Warschauer Landsleute zu erfreuen haben. Wo der Name einer Gastwirtschaft möglichst neutral und international klingt, können wir sicher sein, daß dort Polen verkehren und ebenso auch in den Kaffeehäusern und Weinstuben, wo der lange Linnenrock den in Deutschland üblichen Kellnerrock verdrängt hat.

Die Zeiten, da der Deutsche bei Gesprächen über die Ostmark und ihre Bewohner siegesgewiß den Trumpf ausspielen konnte, es fehle den Slawen an einem städtischen Mittelstande, sind längst vorüber. Wer es sich angelegen sein läßt, die Ausstattung der polnischen Ladengeschäfte und das Leben und Treiben in ihnen zu beobachten, wird bald einsehen, daß hier fleißig und geschickt gearbeitet wird, so daß es dem deutschen Kaufmann nicht leicht fallen dürfte, sich auf diesem Boden zu behaupten, zumal der deutsche Bürger in Handel und Wandel sich gemeinhin von nationalen Gesichtspunkten nur wenig beeinflussen läßt und die Waren dort nimmt, wo er sie am billigsten zu bekommen glaubt.

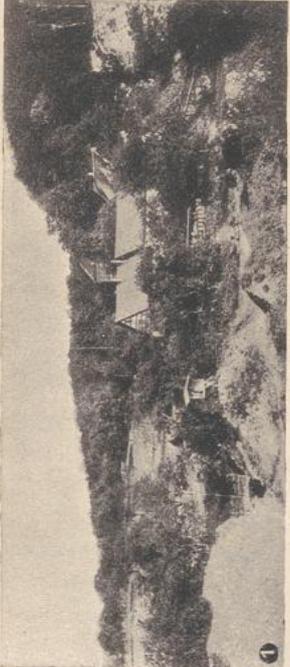
Nicht nur in der Hauptstadt, sondern in allen ansehnlicheren Siedelungen des polnischen Gebietes hat sich der polnische Bürgerstand in dem letzten Menschenalter sehr gehoben, an Bildung nicht minder wie an Fleiß und hinsichtlich der Teilnahme an nationalen Fragen. Mehr als alle anderen Stände schrieb er die Wiederherstellung des alten Reiches auf seine Fahne, unermüdlich arbeitet er an der Pflege des völkischen Gedankens, so daß die anderen Stände, Adel und Geistlichkeit voran, die nur allzu gut erkannten, daß hier der Schwerpunkt der nationalen Kraft liegt, gezwungen waren, ihn in diesem Bestreben womöglich noch zu übertrumpfen, sofern sie nicht allen Einfluß auf die Masse der Volksgenossen verlieren wollten.

Die wichtigsten städtischen Mittelpunkte des nordöstlichen Teiles der Provinz sind die Orte Gnesen, Hohensalza und Bromberg.

Als Sitz des polnischen Erzbischofs spielte Gnesen früher im Gedankenleben der Polen eine sehr wichtige Rolle, und noch heute gehört es zu den nationalen Heiligtümern dieses Volkes, das durch den Anblick des alten, spätgotischen Domes an den für uns Deutsche wenig erfreulichen Tag erinnert wird, an dem der Träumer Otto III. die Selbständigkeit der Slawen dadurch befestigen half, daß er ihr Gebiet von dem Erzbistum Magdeburg loslöste, so daß die Polen nunmehr im Verkehr mit dem Papste auf keinen deutschen Mittler mehr angewiesen waren.



1



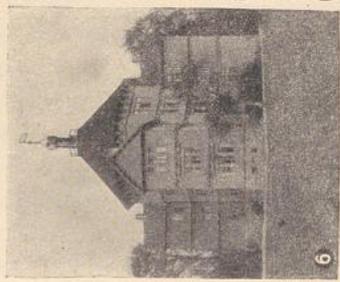
2



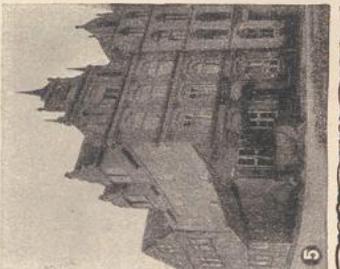
3



4



5



6

Land und Leute in der Provinz Posen und Westpreußen.

- 1. Landschaft aus der Elbinger Höhe (phot. Johl, Elbing).
- 2. Tucherer Höhe am Schwarzwasser bei Klinge (nach einem Bilde im Verlage von C. Büchner, Schwetz a. d. W.).
- 3. Schloß und Park Jablonowo bei Gostershausen (phot. Kusmann, Briesen).
- 4. Dorf Warthe an der Warthe (phot. Kusmann, Briesen).
- 5. Jagdschloß Antonin bei Ostrowo (phot. Neumann, Krottschin).

In wirtschaftlicher Beziehung wollte sich der Ort, der in welligem Gelände am Ufer eines Sees erbaut ist, lange nicht recht entwickeln, bis in neuester Zeit seine günstige Lage als Eisenbahnknotenpunkt die Bevölkerung rascher anwachsen ließ. Die Gnesener Platte, ein Hügelland, in dem sandige Strecken mit fruchtbarem Boden abwechseln, ist an Landseen überaus reich, was schon der flüchtige Reisende wahrnimmt, den der Schnellzug von Posen nach Thorn und dem Nordosten des Staates trägt.

Nach dieser Richtung grenzt die Gnesener Seenplatte an das alte Herzogtum Kujawien, das von der Nege bis zur Drewenz reichte, so daß bei den polnischen Teilungen der Westen des Gebietes an Preußen, der Osten an Rußland fiel. Der Süden des preussischen Stückes ist überaus fruchtbar, öfters als anderswo haben hier die Roggen- und Kartoffelfelder dem Weizen und der Zuckerrübe Platz gemacht. Fünf mächtige Zuckerrübenfabriken — die ganze Provinz besitzt deren 20 — beschäftigen sich mit der Verarbeitung der Rüben, die, ein merkwürdiges Zusammentreffen, zum Teil über ungeheuren Steinsalzlagerstätten wachsen, denen die Stadt Hohensalza (bis 1904 Inowrazlaw, vordem Jung Leslau; sie trägt also schon den dritten Namen), die auch als Solbad verdienten Ruf genießt, einen großen Teil ihrer Bedeutung verdankt. Als 1904 ungeheure Wassermengen in die Bergwerke einbrachen, meinte man schon den ganzen Betrieb einstellen zu müssen, doch erwies sich diese Befürchtung als unbegründet, da die Salzsole heraufgepumpt werden kann. In neuerer Zeit hatte Hohensalza wiederholt unter Bodeneinbrüchen zu leiden, denen auch eine stattliche Kirche zum Opfer fiel. Äußerlich macht der Ort, dessen mittelalterliche Baudenkmäler leider samt und sonders zugrunde gegangen sind, trotz seines hohen Alters einen durchaus modernen und teilweise sogar einen großstädtischen Eindruck.

Außer dem Steinsalz verfügt der Nordosten der Provinz noch über andere Mineralschätze, werden doch bei Wapno (nördlich von dem Bahnknoten Elsenau) jährlich mehr als 20000 Tonnen Gips und im Hansdorfer Bruch (im Negeknien nördlich von Hohensalza) rund 50000 Tonnen Kalk gewonnen.

Ganz anders geartet als die fruchtbaren Gluren zwischen Hohensalza, Labischin und Argenau ist der sandreiche Nordwesten Kujawiens, der fast ganz von ungeheuren Kiefernwäldern bedeckt ist, die hier schon den Charakter der großen westpreussischen Heiden tragen, mit denen sie durch die Forsten längs der Weichsel und Brahe in Verbindung stehen.

Diese endlosen Kiefernbestände vermögen auf das Gemüt nicht jenen erheiternenden Einfluß auszuüben, der sonst von dem Walde auszugehen pflegt. In ewigem Einerlei reiht sich Baum an Baum; höchstens hat der Förster längs der Wege und der Eisenbahngleise ein paar Reihen weißrindiger Birken gepflanzt, damit es im dünnen Sommer nicht so leicht zu Waldbränden komme. Treten wir auf eine Lichtung hinaus, so grünen dort nicht üppige Felder und Wiesen; unmutig müssen wir durch den tiefen Sand dahinstapfen, um den ärmlichen Waldweiler oder das stattlichere Forsthaus zu erreichen. Selbst an den Ufern des geräumigen Tümpels, der sich im Grunde eines abflußlosen Gebietes gebildet hat, fehlt der

Schmuck hochstämmiger Erlen, den wir in fruchtbarer Gegend an solchen Stätten zu finden pflegen. Nur halbwüchsiges Weidengesträuch trennt die Binsen und Wassergräser von dem gelben Sandufer.

Dort, wo man von dem Nordrande der weiten kujawischen Kiefernwälder zu dem hier recht schmalen Tale der unteren Brahe hinabschaut, liegt die zweitgrößte Stadt Posens, die wir als das festeste Bollwerk seines Deutschtums bezeichnen müssen, das lebhafte, volkreiche Bromberg.

Infolge der leidigen Sitte der meisten Hand- und Lehrbücher, bei der Angabe der Bevölkerungszahl nur die Ziffer der eigentlichen Städte, nicht die der ganzen Siedelungen zu nennen, zu denen doch auch die Vorstädte gehören, kann man sich von der Bedeutung Brombergs leicht eine falsche Vorstellung machen und diesen Ort etwa der Größenklasse von Thorn und Graudenz überweisen, obgleich Bromberg diese Städte dank seiner volkreichen Vorstädte an Einwohnerzahl weit übertrifft und recht bald die Zahl unserer Großstädte vermehren dürfte. Aus demselben Grunde galt die Stadt Thorn bis zur Eingemeindung ihrer Vororte für kleiner als Graudenz, obgleich die Siedelung Thorn viel mehr Menschen beherbergte als Groß-Graudenz.

Wenn wir heute über die schmucken Plätze Brombergs schreiten, können wir es uns nur schwer vergegenwärtigen, daß dieser Ort 1772 nur ein paar hundert Einwohner zählte, als er bei der ersten polnischen Teilung an das Königreich Preußen fiel.

Der große König machte sich sogleich ans Werk, die wirtschaftliche Bedeutung der Stadt zu erhöhen, indem er der preussischen Weichsel durch den Kanal zwischen der Nege und Brahe sozusagen einen zweiten Oberlauf schenkte, der von dem Mündungsgebiet des Stromes zu den Kernlanden des Staates führte. Heute verdankt dieser Kanal seine wirtschaftliche Bedeutung hauptsächlich dem russischen Holze, das auf ihm nach Westen gefloßt wird, aber auch der Schiffsverkehr ist groß genug, wenn er auch keinen Vergleich mit dem der Rhein- und Elbhäfen zuläßt. Im Jahre 1905 gingen 1310 Rähne zur Nege und 799 zur Brahe-Weichsel. Jene beförderten hauptsächlich Holz, diese vor allem Zucker und Steine.

Aber nicht nur der Schiffsverkehr folgt der tiefen Furche des alten Urstromtales, das den Unterlauf der Weichsel mit dem der Oder verbindet. Wenn Bromberg heute zu den verkehrsreichsten und betriebsamsten Städten des Ostens gehört, so verdankt es das in erster Linie dem Umstande, daß von hier acht Chausseen und sieben Eisenbahnlinien ausstrahlen.

Während Graudenz und Groß-Danzig heute lange Häuserstreifen darstellen, deren Breite in gar keinem rechten Verhältnis zu ihrer Länge steht, konnte sich Bromberg, das an sanfter ansteigenden Sandhalden erbaut wurde, nach allen Richtungen gleichmäßig ausdehnen, so daß hier eine durchaus radiär gestaltete Siedelung entstand, die mit ihren Vorstädten auf dem Kartenbilde beinahe einem Seestern gleicht. Mit den Lungen unserer modernen Großstädte, freundlichen, baumreichen Anlagen, ist Bromberg reichlich versorgt, und wie seine Schwesterstadt Thorn besitzt es auch ein stattliches Theater, das man beispielsweise in Graudenz schmerzlich vermißt.

Trotz ihrer benachbarten Lage sind sonst Bromberg und Thorn aber recht verschieden. Während wir in Thorn auf Schritt und Tritt durch gewaltige Bauwerke an verrauschte Jahrhunderte, die Tage des Ritterordens und der deutschen Hanse erinnern werden, ist Bromberg, das manche amerikanische Städte an Schnellwüchsigkeit beinahe noch übertraf, ein durchaus moderner Ort, und von der Nähe der russischen Grenze, die in Thorn auf Handel und Wandel, ja selbst auf das Straßenleben einen so großen Einfluß ausübt, spüren wir in Bromberg so gut wie nichts mehr.

Aber hier wie anderswo hatte das rasche Wachstum der Stadt auch seine Schattenseiten. Die Zahl der Bürger nahm eigentlich viel schneller zu als die der geistigen Säden, die sie miteinander verbanden. Freuen wir uns in Thorn und Danzig der alten wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Vereinigungen (ein *S.* Schurz würde hier von Männerbünden sprechen), in denen sich die Bürger zu gemeinsamer Tätigkeit zusammenfanden, so suchen wir in Bromberg nach solchen Dingen vergebens. Lange Zeit hindurch bildeten die Beamten, die nur schwer mit dem Boden verwachsen, die heute kommen und morgen wieder wandern, den wichtigsten Bestandteil der Bromberger Bevölkerung. Wir dürfen uns deshalb nicht darüber wundern, daß diese Bevölkerung nicht in gleicher Weise wie die Einwohnerschaft mancher oberdeutschen Städte, die heute nach jahrhundertelanger Entwicklung in eine Art Gleichgewichtslage gekommen sind, geistig und wirtschaftlich zu einem einheitlichen Organismus zusammengewachsen ist. In Westpreußen werden wir bei der rasch erblühten Fabrikstadt Graudenz auf dieselben Fragen zurückkommen müssen.

Nördlich von Bromberg führt das Tal der Brahe, die zumeist in Kiefernwäldern, den Ausläufern der Tucheler Heide, dahinströmt, zu dem malerisch im Flusstal gelegenen Krone, das auch wegen seiner Braunkohlenförderung bemerkenswert ist.

Wie die breite Rinne der unteren Weichsel verdankt auch die der Nege ihre landschaftlichen Hauptreize den Uferbergen. Wer in einer weiten Ebene daheim ist, atmet erfrischt auf, wenn er längs der nördlichen Berglehne des Negebruchs zwischen Nakel und Friedheim dahinwandert, wo die Eichberge zu beinahe 200 m Höhe emporwachsen. Hier liegt eine ländliche Wohnstatt hoch oben an dem Abhange, so daß man den steilen Pfad, der zu uns herabführt, teilweise in eine Holztreppe verwandeln mußte, dort ergriffen gelbblühende Ginsterbüsche Besitz von einer schmalen Schlucht, in der sich die Wildwasser der Gewitterregen immer tiefere Rinnen graben. Dann wechseln wieder schattige Buchenhaine, die uns einladen, im kühlen Grunde zur Höhe emporzusteigen, mit wogenden Getreidefeldern, in deren gelber Blüt der blühende Mohn feuerrote Inseln bildet.

Stellenweise hat dieser Abhang große Ähnlichkeit mit den Randbergen der pommerellischen Höhe südlich von Danzig, bei Praust, St. Albrecht und Gute Herberge, nur daß hier nicht, wie dort am Weichseldelta, allorten freundliche Siedelungen über die ebene Flur zerstreut sind, sondern unser suchender Blick oft nichts weiter findet als Wiesengrund und Torfbruch.

An dem südlichen Rande des Negebruchs finden wir die größten Höhen bei Erin (Bismarckkopf 162 m) und Kolmar (192 m), wo das hügelige, wald- und

seenreiche Gelände sehr an manche Gegenden des nördlichen Pommerellen erinnert. Noch mehr wäre es der Fall, wenn wir an Stelle der Kiefer häufiger die lichtlaubige Rotbuche fänden.

Wie Bromberg verdankt auch Schneidemühl, das wir trotz seiner Lage an der Küddow wohl als die wichtigste Negestadt bezeichnen können, sein rasches Wachstum der günstigen Verkehrslage, um deren willen es der Ausgangspunkt von sieben Eisenbahnlinien wurde. Daß auch der Waldreichtum der sandigen Umgebung auf die Beschäftigung der Städter nicht ohne Einfluß geblieben ist, wird ja schon durch den Namen des Ortes zur Genüge bezeugt.

Wie in dem westlichsten Teile der Provinz Westpreußen verschaffte auch in den angrenzenden Gebieten Posens die Tuchweberei früher einem großen Teil der städtischen Bevölkerung lohnende Arbeit. Heute ist sie in Schönlanke ebensogut wie in den Hauptorten des westlichsten Zipfels der Provinz Posen, in Schwerin und Meseritz, schon längst verschwunden.

Obgleich der Landstreifen zwischen der Warthe und der unteren Nege nur etwa 25 km breit ist, bildet er doch ein sehr schwer zu überwindendes Hindernis, da die endlosen, menschenleeren Dünenwälder das breite Negetal, dessen trennende Wirkung in früheren Zeiten an sich schon stark genug war, wohl 80 km weit wie ein ungeheurer Grenzwall begleiten.

Daß zwischen der Gegend bei Schönlanke und Silehne im Norden und dem Gebiet von Schwerin und Meseritz im Süden nicht allzuviel Beziehungen vorhanden sind, lehrt uns schon die Tatsache, daß der langgestreckte Waldstreifen zwischen der unteren Nege und der Warthe nur von einem einzigen Eisenbahngleise durchschnitten wird, das ohne Rücksicht auf die Waldweiler der geraden Linie folgt, die Stettin mit Posen verbindet. Daher muß man, um von Silehne nach dem nur etwa 35 km entfernten Birnbaum an der Warthe zu gelangen, eine wohl dreimal so lange Bahnstrecke zurücklegen.

Während Schwerin und Meseritz in rein deutschem Gebiet liegen, finden wir in der wald- und seenreichen Gegend bei Birnbaum schon wieder vorwiegend polnische Bevölkerung, wenn sich auch die Stadt selber ihren deutschen Charakter so ziemlich erhalten hat.

Wie arm die Gegend in der nach Südosten offenen Wartheschleife zwischen Schrimm und Schwerin an größeren Städten ist, geht schon daraus hervor, daß das bescheidene Samter mit kaum 7000 Einwohnern den vollreichsten Ort dieses wohl 5000 qkm großen Gebietes darstellt. Hier finden wir (zwischen Samter und Kosten) die größte Lücke in dem Kreise ansehnlicher Orte, welche die Provinzialhauptstadt in einem Abstände von etwa 45 km umgeben (Rogasen, Gnesen, Wreschen, Schroda, Schrimm, Kosten, Samter).

Wenn wir von dem freundlichen Birnbaum nach Südosten wandern, so gelangen wir bald zu den ersten Hopfenplantagen, die uns die Nähe der Stadt Neutomischel und der benachbarten Holländereien verraten. Damit haben wir unsern Rundgang durch die Provinz beendet, so daß wir uns nun ihrer nördlichen Nachbarprovinz zuwenden dürfen.

Westpreußen.

Die Provinz Westpreußen erregt die Teilnahme der Erdkundigen von vorne herein in weit höherem Grade als die südliche Nachbarprovinz. Während er sich bei der Betrachtung des Posener Landes erst lange darüber den Kopf zerbrechen muß, wie man die Provinz in physikalischer Hinsicht am besten einteilen könnte, ist in Westpreußen durch das gewaltige Weichseltal sogleich eine scharfe Teilungslinie gegeben; während dort Hügel und Niederungen ganz willkürlich miteinander zu wechseln scheinen, gibt hier das ansehnliche Hochland der Kassubei mit seinen hochaufragenden Hügeln und freien Berghalden einen guten Ausgangspunkt für die Besprechung der Bodengestaltung. Auch der Wirtschaftsgeograph kommt in Westpreußen besser auf seine Rechnung. Schon die Tatsache, daß die Provinz mit einer langen Küstenlinie an das baltische Meer grenzt, erregt in ihm die Hoffnung, hier jene mannigfachen Beziehungen, jene regere wirtschaftliche Tätigkeit zu finden, die Küstenländern zu eigen zu sein pflegen, und wenn er die volkreichen Siedelungen zu beiden Seiten der Weichsel ins Auge faßt, wo eine ganze Reihe von Städten ihr Dasein von dem Ende der Ordensherrschaft bis zu dem Tage gefristet haben, der sie dem preussischen Königreiche und damit wieder einem deutschen Staatswesen einverleibte, drängt sich ihm sofort die Überzeugung auf, daß diese Landschaft zu allen Zeiten eine der lebensvollsten und merkwürdigsten des deutschen Ostens gewesen sein muß. Auch bei dem Studium der räumlichen Verteilung der Deutschen und Polen finden wir übersichtlichere Verhältnisse als in Posen. Dort stellen die Gegenden mit rein oder ganz überwiegend deutscher Bevölkerung zumeist Grenzstriche von Nachbarprovinzen dar und gehören ihrem ganzen Gepräge nach mehr zu Schlesien oder der Mark als zur Provinz Posen. Hier finden wir im Weichseldelta und seinen Randgebieten — d. h. gerade um den wirtschaftlichen Schwerpunkt der Provinz herum — einen mächtigen Block rein deutscher Bevölkerung, und während dort in der Hauptstadt das Polentum gerade in letzter Zeit so große Fortschritte machte, daß man Posen kaum noch als deutsche Stadt bezeichnen kann und das seitab gelegene Bromberg als Vorort des Deutschtums genannt werden muß, erinnert uns in Danzig nur sehr wenig daran, daß der mächtige Strom, dem die Stadt ihre Handelsblüte verdankt, seine gelbbraunen Wogen durch das weite Polenland gewälzt hat, ehe er die Slut an den ragenden Ordensburgen vorüber der Ostsee zuführt. Dasselbe Polentum, das sich dort anspruchsvoll und mit herrischer Selbstverständlichkeit gebärdet, hält sich in Westpreußen doch zumeist vorsichtig zurück, um so mehr, als seine Angehörigen ganz überwiegend den unteren Volksschichten angehören, die nicht vergessen dürfen, daß der deutsche Industrielle, der deutsche Großgrundbesitzer ihr Arbeitgeber und Brotherr ist. Wer von Danzig nach Posen, von dem deutschen Großbauernhof in der Danziger Niederung auf einen polnischen Magnatensitz im alten Großherzogtum gereist ist, fühlt sich in einer ganz anderen Welt und erkennt dankbaren Sinnes, welche Riesearbeit in unserm Weichselgau dereinst von den deutschen Ordensrittern und ihren Schug-

befohlenen geleistet worden ist. Wohl zu allen Zeiten finden wir in Westpreußen regere wirtschaftliche Tätigkeit und emsigeres Schaffen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft. Um sich das in recht sinnlicher Weise klar zu machen, braucht man nur Danzig mit Posen und Marienburg oder Thorn mit Gnesen zu vergleichen. Wie unendlich viel reicher an gewaltigen Kirchen und schmucken Profanbauten sind nicht die westpreussischen Städte. Selbst wenn wir den Umstand, daß sie günstiger gelegen sind, genügend in Anschlag bringen, bleibt doch die Tatsache bestehen, daß in Westpreußen weit beträchtlichere Kulturwerte geschaffen wurden als in dem alten Großherzogtum, daß auch hier der deutsche Geist seine unausrottbare Eigenschaft, aus dem Dunklen ins Helle zu streben und die Erde mit sichtbaren Spuren seines Schönheitssinnes und Gedankenernstes zu schmücken, in herrlichster Weise betätigt hat. Und auch die Zukunft dürfte daran nicht allzuviel ändern, denn das, was zu unserer Zeit in polnischen Landen geschaffen worden ist, trägt mehr den Stempel einer gedankenarmen Zivilisation, die sich nur als dünne Rinde um den groben Knorren der Barbarei schmiegt, als das Gepräge einer tiefen, durchgeistigten Volkskultur.

Wie wir schon hervorhoben, ist das breite Weichseltal das rechte Herzland der Provinz Westpreußen. Der mächtige Strom trennt das Land nicht nur in eine kleinere östliche und größere westliche Hälfte, sondern die fruchtbaren Niederungen an seinem Lauf, die breiten Werder an seinem Delta, die alten, mit Burgen und Domen geschmückten Städte seiner ragenden Uferhöhen bilden gleichzeitig Westpreußens wichtigsten und volkreichsten Gau.

Auch in Posen gibt es ja ansehnliche Stromtäler, aber die vergleichsweise wasserarmen Flüsse, die in ihnen dahinziehen, waren niemals wichtige Richtlinien des Verkehrs. Erst in unseren Tagen, in der Zeit der preussischen Verwaltung, begann der Mensch die Nege und die Warthe in seine strenge Fucht zu nehmen, um sie wirtschaftlichen Zwecken dienstbar zu machen, und das rasche Erläutern von Bromberg zeigte, welcher Erfolg diesen Bestrebungen winkt. Als der deutsche Orden den unbändigen Weichselstrom mit hochaufragenden, unabsehbaren Dämmen in ein schmales Bett zurückdrängte und zum erstenmal friesische Ochsen den Pflug durch das tiefdunkle Schwemmland des Weichseldeltas zogen, störte im Negebruch noch niemand das Geheiß der Wölfin, waren die Sümpfe an der Obra und Bartsch noch das unbestrittene Reich der Bläßgans und der Wildente. Da kann es uns dann nicht wundernehmen, daß wir zu der Zeit, da an dem Rande des Weichseltales Thorn und Kulm, Schweg und Graudenz, Marienwerder, Neuenburg, Marienburg und Dirschau, Danzig und Elbing längst zu ansehnlicher Bedeutung emporgeblüht waren, an der Warthe außer Posen nur bescheidene Landstädte finden. Als dann der Unterlauf der Weichsel dem politisch gewaltig erstarkten Polenreiche einverleibt wurde, zeigten die Slawen nur allzugut, daß auch für sie das Wort des Danziger Dichters Reinick gilt:

„Wenn's Glück ihm günstig sei — Denn regnet's Hirsebrei,
Was hilft's dem Töffel? Sehlt ihm der Löffel.“

Nirgends entwickelte sich eine ansehnliche polnische Handelsstadt an den Ufern der rauschenden Weichsel, an der Küste des Baltischen Meeres. Dem Polen fehlte der Kühn in die Ferne strebende Sinn des Germanen, der die Angeln und Sachsen über das stürmische Meer trieb und aus dem besten Teile des großen, westlichen Neulandes zwischen dem Großen und Atlantischen Ozean eine germanische Welt machte. Ihm behagte es viel besser in dem stillen Städtchen am einsamen Landsee, wo nur die Bauern des Weichbildes ihre geringen Bedürfnisse eintauschten und nichts als der leiernde Gesang der von Weibrauchdunst umwehten Prozession an die höheren Regungen des menschlichen Geistes gemahnte.

Und nicht nur in geschichtlicher und wirtschaftlicher Hinsicht ist das Weichselthal ein gar wichtiger Gau, es vermag auch die Mühe des schönheitsfrohen Wanderers, der in ihm von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt pilgert, reichlich zu lohnen.

Dort, wo der gewaltige Strom bei Ottlotschin über die preussische Grenze hinwegrauscht, grünen an seinem Ufer die eintönigen Kiefernwälder, die wir schon im nördlichen Kujavien fanden, welche wir am liebsten schon als die entferntesten Ausläufer der Tucheler Heide bezeichnen möchten. Aber nicht allzuweit haben wir zu wandern, um die alte Weichselkönigin Thorn zu erreichen, deren stattliche Dome vom rechten, hohen Weichselufer zu dem Strome herabschauen. Es ist das rechte Tor des Ordenslandes und die älteste von allen Ordensstädten, da sie schon im Jahre 1255 gegründet wurde.

Bromberg und Thorn, wie nahe liegen sie nicht beisammen und wie grundverschieden sind sie dennoch geartet! Dort ein Gemeinwesen, das im Laufe eines Jahrhunderts aus unscheinbarsten Anfängen zu ansehnlicher Größe emporblühte, nachdem der alte Glanz früherer Tage in den Zeiten polnischer Mißwirtschaft so ganz und gar verblichen war, daß kein nennenswertes Denkmal an ihn erinnert; hier eine hochgetürmte Stadt, deren gewaltige Backsteinbauten aus den Tagen der Ordensherrschaft noch heute ihren schönsten Schmuck bilden und zugleich Zeugnis dafür ablegen, daß sich hier das deutsche Bürgertum zu allen Zeiten erfolgreich seiner Haut wehrte, mochte auch zuweilen seine Bedrängnis so hart sein wie in den Unglückstagen des Thorner Blutgerichtes (1724), wo deutsche Bürgermeister und Ratmänner das Schafott besteigen mußten, weil sie zu stolz waren, um nach der Pfeife der Jesuiten zu tanzen. Heute sind die Jahre der Not verwunden, wenn auch nicht vergessen; mächtige Sorts und versteckte Feldbefestigungen sind bereit, den slawischen Nachbar im Falle der Not mit deutschem Eisenhagel willkommen zu heißen. Zum ersten Male unterhalb von Warschau strömt hier die Weichsel unter dem Joch einer festen Brücke dahin, und wie die gewaltigen Holztrafen auf dem Strome, der geräumige Hafen unterhalb der Stadt von dem Erwerbssinn der Bürger erzählen, so zeugt die prächtige, laubreiche Anlage der Bazarplätze, wo die Wacholderdrossel auf den alten Pappeln nistet und der Karmingimpel im Weidengebüsch seinen stötenden Ruf hören läßt, von ihrem Schönheitsinn und ihrer Naturfreude.

Neben der alten Stadt, deren Marktplatz, in dessen Mitte das Rathaus trutzig emporragt, uns an die alten „Ringe“ der schlesischen und böhmischen Städte er-

innert, in der noch schmale Siebelhäuser von den Tagen der Hansa erzählen, sind schon längst moderne Viertel entstanden, wo sich villenartige Wohnhäuser in schattigen Gärten verstecken. Ebenso wie bei Danzig darf man daher auch bei Thorn von der Bildung einer City sprechen, die zwar tagsüber von regstem Leben widerhallt, aber doch nur von solchen bewohnt wird, denen ihr Beruf es verwehrt, sich in den freundlicheren, laubreicheren Vorstädten niederzulassen.

Unterhalb von Thorn rücken die Uferberge der Weichsel so dicht zusammen, daß ihr Tal hier bei Gordon und Ostromezko beinahe den Eindruck eines schmalen Cañons macht. Es ist die Stelle, wo dereinst sandige Höhen das alte Stromtal zwischen Gordon und Utsch, in dem damals die Wogen der Weichsel westwärts eilten, von dem nördlichen Küstenschlüssen trennten, dessen Bett ihnen später einen näheren Weg zur Ostsee weisen sollte. Kiefernwald krönt die steilen Höhen, die rechts und links von der Weichsel aufragen. Sie selber, wie der prächtige Park von Ostromezko, bilden sehr oft das Ziel wanderfroher Naturfreunde aus den benachbarten Weichselstädten.

Unterhalb dieser Stromenge, wo die Weichsel, die vordem nach Nordwesten strömte, nunmehr nach Nordosten zu fließen beginnt, nimmt ihr Tal jene Eigenart an, die es bis zur Montauer Spitze im allgemeinen beibehält. Die Breite des mächtigen, von ansehnlichen Höhen begleiteten Flußtales schwankt zwischen 2 und 8 km, so daß außer dem eigentlichen Strombett noch überall Raum für breitere und schmalere Niederungen vorhanden ist, selbst dort, wo die Weichsel sich in mehrere Arme teilt und ansehnliche Inseln von ihren gelbbraunen Fluten bespült werden. Darum gebietet es dem Strome auch nirgends an Raum, weit ausholende Serpentinien zu beschreiben.

Ehe der deutsche Ritterorden das gigantische Werk der Eindeichung der Weichselniederungen begann, hinderte niemand den wasserreichen Strom, in unzähligen Flußschleifen dahinzuströmen, deren Krümmung immer stärker wurde, bis sich hier und da die beinahe kreisförmigen Windungen wieder schlossen und der Strom geraderen Wegs dahinziehen konnte, die alten Betten den geschuppten und gesiederten Bewohnern der Altwasser überlassend. In unseren Tagen hat man die Bemühungen der Väter, die Weichsel zum Besten der bäuerlichen Anwohner und des Stromhandels in ein schmaleres, wasserreicheres Bett zurückzudrängen, wieder von neuem aufgenommen. Allerdings blieb das Ergebnis dieser Arbeit vielfach hinter den Erwartungen zurück, da an dem Oberlauf der Weichsel für die Regulierung des Stromes — wie könnte man von den Russen mehr erwarten? — so gut wie nichts getan wird. Auf preußischem Boden sieht man dagegen auf Schritt und Tritt, daß der Staat keine Mühen und Kosten gescheut hat, die ungestüme Karpathentochter zur gesitteten Bürgerin eines Kulturstaates zu machen. In geringen Zwischenräumen voneinander springen mächtige Steindämme, die sogenannten Bühnen, in den Fluß vor, so daß er immer wieder seine Gewässer zusammenraffen muß.

Am schnellsten und leichtesten gewinnen wir eine Vorstellung von der Natur des Weichseltals, wenn wir von einer der hochgetürmten Städte an seinen Rändern,

von Kulm, Graudenz oder Neuenburg zu ihm hinabschauen. Da sehen wir denn, wie die Weichsel, in sanften Biegungen von einem Ufer des alten Flußtals zum andern firend, in dem breiten Grunde dahinströmt, so daß sie hier die steilen Uferhänge benagt, dort einer breiten, durch Deiche gegen Überflutung gesicherten Niederung Raum gewährt. Da man mit dem Wasserschwall der lenzigen Schneeschmelze und des Junihochwassers rechnen mußte, hat man die Dämme nicht dicht an dem Ufer des Stromes aufgeschüttet, sondern einen breiteren Landstreifen, die sogenannten Außenkämpen, den Weichselwegen preisgegeben. Wo hier sanft gewölbte Bühel, die nicht selten alte Diluvialinseln darstellen, höher aufragen, wogen im Sommer wohl auch ein paar Kornfelder, sonst wechselt die grasige Trift mit Weidenbuschwerk, dessen Reiser die zu den Strombauten nötigen Sashinen liefern. Dazwischen leuchten überall klare Wasserflächen auf, Altwasser des Stroms, in die sich nur bei hohem Wasserstande die gelbbraunen Wogen hineinwühlen. Bald folgen sie flußähnlich kilometerweit dem Damme, bald bilden sie stille, weidenumhegte Weiher, an denen es garnicht des einschläfernden Gestammels der Rohr-ammern und des rieselnden Liedes der Sittisänger bedürfte, um den rastenden Wanderer in stille Träume zu versenken.

Auch hinter dem Damme findet sich noch hier und da ein Altwasser, eine Quellung, deren Wasserspiegel mit dem des Stromes steigt und fällt, sonst aber ist der weite Raum in Wiesen und Fruchtfelder verwandelt, durch die sich weidenbeschattete Wege und Gräben dahinziehen. Dicht hinter dem Damme reiht sich zumeist ein Hof an den andern, da hier der Boden höher liegt als weiter landeinwärts, wo oft ein schmales Flößchen, der letzte Rest eines Weichselaltwassers, die Abwässer der Niederung sammelt, um sie weiter stromabwärts der Weichsel zurückzugeben, von der sie wohl größtenteils stammen mögen.

Den freundlichen Rahmen für diese Landschaft liefern überall die Abhänge der Seenplatte, durch die sich der Riesenstrom seinen Weg gewählt hat. Mitunter überragen sie den Talgrund um 70 bis 80 m, so daß sie dem Beschauer ansehnlich genug vorkommen. Ihr wechselndes Pflanzenkleid verschafft ihnen erhöhten Reiz. Bald, wie bei Sartowitz, Böslershöhe, den Bingsbergen und Siedlig, steigt schattiger Laubwald bis zum Strom hinab, bald, wie bei Marsau, bekleiden Obstgärten, zwischen denen schmale, lauschige Holztreppe bergan führen, den steilen Gang. Dazwischen wechseln schwarzblaue Föhrenhaine mit gelben Sandstürzen, die im Sonnenlicht gleißen und funkeln wie eitel Gold. Fast immer türmt sich in unserer Sehweite auch eine altherwürdige Stadt am Uferhange empor, führt eine Eisenbahnbrücke — gibt es doch zwischen Thorn und Dirschau ihrer fünf — über den Strom und die Außenkämpen hinweg. Bei aller Schlichtheit besitzen diese Brücken jene durchgeistigte Schönheit, die allem Menschenwerk eigen ist, das den erstrebten Zweck auf natürliche, unverfälschte Art zu erreichen sucht. Wo der Mensch ein Weiteres tat, die Schönheit der Uferhänge zu erhöhen, wie in den Teufelsbergen bei Schweg, in dem Sartowiger Gutsparke und den Gartenanlagen der Städte Kulm, Graudenz und Neuenburg, haben die Uferberge noch schmückeres Aussehen gewonnen, aber dennoch finden wir die schönsten Strecken

dort, wo steile Uferberge, einsam und groß, zum Strome abfallen. Wie gut rastet's sich nicht an dem Abhang der Bingsberge zwischen Graudenz und Marienwerder, wo das Hochland an die 70 m steil zur Weichsel abfällt. Birken und Pappeln klimmen hier und da zur Höhe empor, und drunten am Fluß wuchern Haselstauden und Brombeergestrüpp, Schlehen und Heckenrosen, zwischen denen klare Quellen ihren Weg suchen. Hier muß am lauen Juniabend rasten, wer eine rechte Vorstellung von der Schönheit des nordischen Stromes mit sich fortnehmen will: die Sonne ging zur Rüste, dunkelviolett leuchtet der Abendhimmel, der sich in der glatten Flut des Stromes spiegelt. In den Büschen, die uns umgeben und den eigentümlich herben Duft aushauchen, welcher der Sommernacht eigen ist, läßt ein Sprosser dann und wann seine flangvollen Rufe hören, die uns die Stille des Sommerabends doppelt fühlbar machen. Sie ist so tief, daß wir das Gekrächz der Schnarrwachtel, die hinter dem Weichseldamm auf Liebespfaden wandelt, über den breiten Strom hinweg deutlich zu erkennen vermögen. Und wenn dann die Schatten der Nacht tiefer herabsinken, der violette Schimmer am Himmel verblaßt und die Flut in bleichem Perlmutterglanz daliegt, lohen plötzlich helle Feuer auf. Schlößer, die ein Stückchen stromauf mitten auf der Weichsel vor Anker liegen, kochen sich dort ihr einfaches Nachtmahl.

Einer der gepriesensten Aussichtspunkte an der deutschen Weichsel ist der Kapellenberg bei Sartowitz zwischen Schwetz und Graudenz, mit dem das westliche Hochland wie mit einem steilen Vorgebirge weit in den breiten Talgrund vorspringt. Wenn wir die ragende Höhe, die ein Kapellchen der heiligen Barbara frönt, erstiegen haben, so überschauen wir meilenweit den Abhang der preußischen Seenplatte, wo sich an die dunkelblauen Kiefernwälder bei Groß-Lunau die laubreichen Hänge von Böslershöhe anschließen, hinter denen die Türme von Graudenz zum Strom herabschauen. Weit, weit im Norden begrenzen die düsteren Bingsberge den Gesichtskreis, an deren Fuß der silberne Strom nordwärts eilt.

Ebenso wie diese stillen Uferhänge, verlohnen auch die regen Weichselstädte unseren Besuch, mag er dem hochragenden, kirchenreichen Kulm, dem sich an sanftere Uferhänge anlehnenden Schwetz, dem betriebsamen Graudenz, dem laubreichen Neuenburg oder dem von Obstgärten umhegten Marienwerder, der Hauptstadt des südlichen Regierungsbezirkes der Provinz, gelten. Wie Thorn, die Pfefferkuchlerstadt, hat sich auch Kulm seine alten Türme und damit die Grundlinien des Stadtbildes bis auf unsere Tage erhalten. Schwetz dagegen, das von dem westlichen, sanfteren Hange des Weichseltales nach Kulm hinüberschaut, eine neue Stadt, eine Gründung aus dem 19. Jahrhundert. Um der ewigen Wassernöte überhoben zu sein, siedelten die Schwetzer Bürger anno 1855 aus der Niederung an den nahen Höhenrand über, so daß die alte katholische Kirche mütterseelenallein in der Feldflur zurückblieb, wie eine Henne, der die Küchlein geraubt sind. Nur die Ruinen der alten Ordenskomturei, in der einst Heinrich von Plauen, der Retter der Marienburg nach dem Unglückstage von Tannenberg, residierte, leisten der vereinsamten Kirche in dem Slustal Gesellschaft.

Bei Graudenz erinnern uns noch die mächtigen, fensterlosen Verteidigungs-

speicher, die von dem steilen Weichselufer zwischen der Eisenbahnbrücke und dem von Burgruinen gekrönten Schloßberge aufragen, an frühere Tage. Sonst hat die Stadt ihr Aussehen völlig geändert. Während sie vordem keine rechte Lebensfähigkeit zu haben schien, begann sie nach dem Bau der Eisenbahnbrücke infolge der günstigen Verkehrslage in der Mitte der Provinz mächtig emporzublühen, so daß sich ihre Einwohnerzahl (1910: 40000 Seelen) in einem Menschenalter verdreifachte. Eine Menge von Fabriken beschäftigt eine große Zahl von Arbeitern, und die Bedürfnisse der starken Garnison geben vielen Gewerbetreibenden lohnenden Verdienst.

Leider vermissen wir auch in Graudenz infolge dieser schier überschnellen Entwicklung eine alteingesessene Bürgerschaft. Der eingeborene Graudenzler wird im Weichbilde der alten Ordensburg bald ebenso selten sein, wie es der geborene Berliner in der Reichshauptstadt schon längst ist. Und da die starke Nachfrage nach Arbeitskräften eine Menge Zuzügler nach der Stadt lockte, ließ sich dort auch eine große Anzahl Polen nieder, so daß der deutsche Charakter von Graudenz heute schon wesentlich beeinträchtigt ist. Hier wie anderswo vollzog sich die Einwanderung in der gleichen Weise. Zuerst hielten sich die Polen, die zumeist als Erdarbeiter bei Festungs- und Wegebauten ihr Brot verdienten, bescheidenlich zurück, aber sehr bald fanden sie in polnischen Ärzten, Rechtsanwälten und Geistlichen ehrgeizige und geschickte Führer, die aus der dumpfen Masse eine politische Partei zu formen verstanden, die sich auch sozial und wirtschaftlich durch Gründung von Vereinshäusern, Konsumvereinen u. a. m. möglichst selbständig zu machen sucht.

Ihre schnelle Entwicklung ist der Stadt Graudenz überall anzusehen. Die landschaftliche Schönheit ihrer Umgebung, die Aussicht vom Schloßberge, das von schattigen Laubwäldern bedeckte Glacis der Feste Courbière, mit der noch heute ein Stückchen des Friderizianischen Jahrhunderts erhalten ist, werden mit Recht gelobt, aber die Stadt selbst entbehrt jeder charakteristischen Eigenart und kann es in dieser Hinsicht nicht einmal mit dem viel kleineren Marienwerder aufnehmen, dessen Stadtbild durch den prächtigen, aus der Ordenszeit stammenden Dom das Gepräge erhält.

Zwischen Graudenz und Marienwerder eilt die hurtige Ossa in gewundenem Lauf zwischen bewaldeten Hügeln der Weichsel zu. Ihr Flußtal ist eine der anmutigsten Gegenden der Provinz; namentlich in den Tälern bei der alten Ordensburg Roggenhausen fühlt sich der Wanderer oft an thüringische Landschaften erinnert. Unterhalb dieses Ortes wohnen auf dem Gelände des früheren Gutes Adl. Klodtken deutsche Ansiedler, deren schmucke Höfe in dem freundlichen Waldtale recht wohllich und einladend aussehen.

Nördlich von Marienwerder, bei der Ortschaft Pieckel, zu der von Südwesten her das stattliche Ordenschloß Meve herüberschaut, teilt sich die Weichsel in zwei Mündungsarme, die Weichsel und die Nogat, zwischen denen die gesegneten Sluren der Niederung grünen, die weiter im Norden nach Westen wie nach Osten zu noch ein gut Stück über die beiden Stromarme hinwegreichen und erst an den Randbergen Pommerellens und den Ausläufern der Elbinger Höhe ihre Grenzen finden.

Hier bei Pieckel finden wir prächtige Auwälder, die von Passarge als der letzte Urwald Westpreußens verherrlicht wurden. Es sind ähnliche Bestände, wie wir sie auf der Nonnenkämpe bei Kulm finden. Pappeln, Weiden und Erlen bilden, von Hopfenranken durchflochten, ein schier undurchdringliches Dickicht, und an vielen Stellen sorgt auch der sumpfige Boden dafür, daß der Mensch das Geheimnis dieser grünen, von zahllosen Vögeln belebten Wildnis achtet. Hier können wir im Lenz den markigen Rufen des Sprossers lauschen. Bei Thorn leistete ihm noch die Nachtigall Gesellschaft. Ob sie weiter nordwärts vorkommt, ist noch unentschieden. Manche halten dafür, daß sie nur das alte Urstromtal der Weichsel bewohne, das von Gordon ab westwärts gerichtet ist, doch ist diese Lehrmeinung wohl mehr eine Idee, als wohlgegründete Erfahrung.

Seit alters her ist das Weichseldelta das Kernland der deutschen Siedelungen in der Provinz Westpreußen. Sein Hauptort, die alte Hansestadt Danzig, bewahrte sich selbst in den trübsten Zeiten, wenn auch nicht nach der Einwohnerzahl, so doch in ihrem ganzen Gepräge und hinsichtlich der wirtschaftlichen und geistigen Bedeutung ihrer Bürgerschaft die Geltung einer Großstadt, und die Bauern der fruchtbaren Weichselwerder waren dank der Ergiebigkeit ihrer Äcker, die kein Feind fortragen konnte, leicht imstande, über böse Jahre hinwegzukommen.

Die ebene Ackerflur der Weichselniederungen ist sehr mit Unrecht als durchaus eintönig und unschön verrufen. Schon die Eigenart ihrer Bevölkerung, die zumeist aus niederdeutschen Einwanderern besteht, sichert dieser Landschaft unsere Teilnahme. Der Reichtum der Großbauern, die hier ansehnliche, wenn auch nur selten völlig geschlossene Dörfer bewohnen, spricht sich schon in den geräumigen Laubenhäusern aus, die ihren Namen dem säulengetragenen Giebelvorbau verdanken.

Am schönsten ist es im Werder wohl im Heumond kurz vor dem ersten Wiesenschnitt, wenn die Getreideähren sich strecken, die schwarzweißen Kühe bis an den Bauch im blumigen Grase stehen und das Wasser der weidenbeschatteten Gräben längst unter den üppigen Polstern blühender Pflanzen verschwand. Wenn dann die Sonne hinter den Bäumen des nahen Dorfes zur Küste geht, das sich dicht um die alte Ordenskirche gelagert hat, deren stumpfer Turm fest in dem heimischen Grunde zu wurzeln scheint, so freuen wir uns der malerischen Wolkengebirge, die sich an dem hohen Himmelsgewölbe hier farbenreicher und wechselvoller aufbauen als anderswo. Behaglich atmen wir dann die feuchte, sommerwarne Luft, die mit den Wohlgerüchen der Wiesenblumen und dem strengen Dufte des frisch gemähten Heus geschwängert ist.

Leider bringt der Umstand, daß die Landwirtschaft unserer Tage immer mehr und mehr zum Großbetriebe neigt, dem Landschaftsbilde der Niederung manche Gefahren. Ungeheure Zuckerfabriken, die unvermittelt hoch über die gekappten Weiden hinausstreben, stören den idyllischen Charakter der benachbarten Tristen. Die zu Vorwerken herabgewürdigten Bauernhöfe, welche die nächsten Besitzer zu ihrem Gütchen hinzuerworben haben, verlieren oft über kurz oder lang den freundlichen Schmuck der Gärten, und die Baumreihen, welche früher die kleineren

Schläge trennten, fallen der Art zum Opfer, damit sich in ermüdender Gleichmäßigkeit Hunderte von Metern weit eine Zuckerrübe an die andere reihen kann.

Den vielgestaltigen, beständig wechselnden Wolkengebilden und den alten, laubreichen Bäumen verdanken unsere Niederungen ihre wichtigsten Reize. An den Wolken erfreuen wir uns heute wie ehemals, aber von den stattlichen Bäumen, welche früher die Werderdörfer beschatteten, sind in mancher Gegend nur wenig mehr übrig. Was die alten Kiefern und Eichen, Pappeln und Weiden für das Landschaftsbild der Niederung bedeuten, sehen wir am besten an der Mottlau, dem ansehnlichsten Flüsschen des Werders, an deren Ufern wir uns stellenweise, wie bei Grebin, Sperlingsdorf und Hochzeit, beinahe in den Spreewald versetzt glauben.

Bedauerlicherweise hatte der Übergang zum Großbetriebe in den Weichselniederungen auch einen Rückgang der Bevölkerung zur Folge, da an die Stelle sesshafter, deutscher Bauern vielfach slawische Arbeiter traten, die im Frühling kommen und im Herbst wieder gehen. Hoffen wir, daß dieser Entwicklung bald gesteuert wird, denn wir können diesen mächtigen Block deutscher Landbevölkerung in Westpreußen kaum entbehren, ohne den überwiegend deutschen Charakter der Provinz zu gefährden.

Als echte, rechte Niederungsstadt verdient das alte Marienburg genannt zu werden. Allerdings liegt das Schloß und die Altstadt noch auf den letzten Ausläufern des Höhenlandes, aber dennoch macht die Eigenart seiner Bewohner den malerischen Ort zu einer typischen Werderstadt, und mit dem Werder, der Niederung verbinden ihn auch unzählige wirtschaftliche Säden.

Daß man gerade die Marienburg dazu auserwählte, den Hochmeister des Ordens aufzunehmen, hatte seine guten Gründe. Lag doch die Burg so recht in der Mitte des Ordenslandes, etwa gleichweit entfernt von den Schlössern des Samlandes und den Grenzburgen im Lande Dobrin oberhalb der Weichselkönigin Thorn. Da hier das Weichseldelta noch verhältnismäßig schmal ist, war auch die Verbindung mit den Gebieten westlich der Weichsel wenigstens erträglich zu nennen.

Die Schönheit der alten, wohlherneuernten Burg zu schildern, ist einer berufeneren Feder vorbehalten. Wir dürfen uns hier damit begnügen, die geographische Lage des Hochschlosses und die Landschaftsnatur seines Weichbildes zu kennzeichnen.

Ebenso oft wie man begeisterte Schilderungen der Marienburg zu hören bekommt, muß man auch mißgünstige Urteile über ihre Umgebung in Kauf nehmen. Wenn wir nun auch zugeben wollen, daß das ebene Gelände, welches die Burg selber am Nogatufer nur um ein paar Meter überragt, keine auffälligen Reize besitzt, so dürfen wir doch andererseits nicht übersehen, wie harmonisch sich das mächtige Bauwerk in die ganze Landschaft einfügt. Wo wir auch in der Niederung weilen mögen, überall lenkt der hochaufragende Backsteinbau unseren Blick auf sich, und doch erscheint der gewaltige nirgends plump und übergroß. Und wandern wir durch den hohen Säulensaal des Remters, folgen wir den malerischen Wehrgängen am lauberfüllten Burggraben, so nimmt das von einem Punkt aus kaum übersehbare Bauwerk unsere Sinne derart gefangen, daß wir für besonders

eigenartige Landschaftsbilder im Weichbilde der Burg kaum noch empfänglich wären, daß wir uns im Gegenteil freuen, wenn sich unser Blick auf dem grünen Teppich der Wiesen, auf der blanken Flut des durch die Niederung dahingleitenden Nogatstroms ein wenig ausruhen darf.

Außerdem ist die Umgebung des stolzen Schlosses lange nicht so unschön, wie der vermeinen möchte, der niemals Zeit fand, sich in ihr einzuleben. Wer jemals am sonnigen Maientag, wenn das Gras der Wiesen auf den Nogatkämpfen unter den goldenen Blüten der Butterblume verschwand, das Spiegelbild der Marienburg in der Nogat bewunderte, oder sich am Winterabend nicht satt daran sehen konnte, wie die auflodernden, dann wieder beinahe erlöschenden Sackeln, die den Schlittschuhläufern auf dem Strom Licht spenden sollen, die ausdrucksvollen Umrisse des Schlosses bald klar hervortreten, bald wieder in der nächtlichen Finsternis verschwinden lassen, wird auch diesem Stückchen Erde manchen Reiz abgewonnen haben.

Und wie gut rastet's sich nicht am warmen, wohligen Sommerabend unter den Lauben am Markt, wenn die blühende Linde süße Däfte verhaucht, in den malerischen Wandelgängen vor den Häusern hier ein Licht aufglimmt, dort dunkle Schatten ihr gespenstisches Spiel treiben und in den lustigen Lärm der spielenden Kinder die hellen Rufe der Mauersegler hineintönen, die sich noch in der klaren Abendluft tummeln. Da gesellt man sich gern zu den Bürgern, die auf den Schrotbrettern vor den Lauben sitzen und im behaglichen Gespräch Erholung suchen von des Tages Last und Hitze. Hier merkt man noch nichts von dem Kampf zwischen Slawen und Germanen; dank der reichen Umgebung, die den Fleiß des Handwerkers, die Umsicht des Kaufmanns mit klingender Münze zu lohnen vermag, entstand hier eine Bürgerschaft, die bezüglich ihrer Bildung und wirtschaftlichen Lage viel gleichartiger ist als in anderen Städten Westpreußens und Posen, so daß auch der Offizier, der Akademiker gerne der Rede des einfacheren Bürgers lauscht, der Lebenserfahrung und klarer Menschenverstand Wert und Bedeutung verleihen. Auch das ansehnlichere Dirschau, das in ähnlicher Lage wie Marienburg am Westhange des Deltas gegründet wurde und heutzutage als einer der wichtigsten Eisenbahnknotenpunkte des nordöstlichen Deutschlands bezeichnet werden muß, kann sich, zwiesprachig wie es ist, in dieser Hinsicht mit dem kleineren Marienburg nicht messen. Erst als Marienburg in den letzten Jahren endlich eine Garnison erhielt, begann die Einwohnerzahl, die sich Jahrzehnte hindurch fast auf der gleichen Höhe gehalten hatte, schneller zu steigen. Doch schon früher mußte der Beamte, der in die alte Ordensstadt versetzt wurde, die geistige Regsamkeit ihrer Bürgerschaft dankbar anerkennen, ließen doch die Lehrkräfte der zahlreichen Schulen, Meister Steinbrecht und sein mit der Wiederherstellung der Marienburg beschäftigter Stab von Architekten es nie an sich fehlen, wenn es galt, die Länge der Winterabende durch anregende Vorträge zu kürzen, und manche berühmte Sängerin, die auf der Reise ins Ostland in Marienburg Halt machte, fand an seinen Bürgern begeisterte Zuhörer.

Während sich in der alten Ordensstadt und ihrer näheren Umgebung auch fränkische Ansiedler niederließen, überwiegen sonst in dem Weichfeldelta Nach-

kommen der Holländer, Friesen und Sachsen. Sie sind ein merkwürdiges Geschlecht, diese Niederungsbauern, denen die Fruchtbarkeit ihrer Äcker längst die wirtschaftliche und gesellschaftliche Geltung von Gutsbesitzern gegeben hat. Nicht immer trifft der das Rechte, welcher ihre schwerfällige, langsame Art als Dummheit bezeichnen möchte. Wer die Bauernsöhne auf den Danziger, Elbinger und Marienburger Gymnasien unterrichtet, ist oft erstaunt über ihren klaren Verstand, der scharf in das Wesen der Dinge eindringt. Nicht selten empfindet der Lehrer etwas wie Unbehagen, wenn er später hört, der Jüngling solle nicht auf die Hochschule ziehen, sondern der väterlichen Hantierung treu bleiben. Sehr mit Unrecht! Wächst doch der Ewigkeitswert menschlicher Lebensverhältnisse nicht immer deshalb, weil sie komplizierter werden. Was kann es Sinnvolleres geben als das stille Schaffen des Landmannes und sein Wirken in Haus und Gemeinde! Freuen wir uns lieber, daß wir auch hier noch hin und wieder Menschen entdecken vom Schlage der Ullmers und Frenssen, deren Blut auch in den Adern dieser Bauern rinnt. Und verdient der Umstand, daß der vierschrödrige Sohn der Niederung sich so schwer an andere Menschen anschließt, nur überlegenen Spott? Gilt nicht der Gast, der das Vertrauen des Werderaners gewonnen hat, dafür auch als Mitglied der Familie, das teilnehmen darf an ihrer Lust und ihrem Leid?

Die Natur selbst hat dafür gesorgt, daß diese niederdeutschen Landbauern sich nicht allzusehr ihrem Phlegma hingeben, denn wenn der Eisgang auf der Weichsel beginnt und die gelbbraune Flut höher und höher steigt, bedarf es oft genug der Wachsamkeit und Tatkraft ganzer Männer, um die drohende Gefahr von der heimischen Flur abzuwenden. Heutzutage, wo eine Reihe von Eisbrechern schon lange vor dem Beginn des Frühlings die Eisdecke des Stromes von der Mündung aus zertrümmert und für den ungehinderten Abfluß der Schollen Sorge trägt, wo der Weichsel bei Schiewenhorst und Einlage ein gerader Weg ins Meer offen steht, haben sich die Gefahren des Eisganges wesentlich verringert, aber früher entstanden an Biegungen und Krümmungen der untersten Laufstrecke leicht gewaltige Eispackungen, die sich mitunter stärker erwiesen als die Dämme, so daß dann weite Strecken der Niederung unter Wasser gesetzt wurden. Noch heute ist bei den alten Werderanern das Schreckensjahr 1888, in dem die Überschwemmung beinahe bis an die Tore Danzigs reichte, in lebhafter Erinnerung.

Das Weichseldelta hat im Laufe der Zeit die mannigfachsten Veränderungen erfahren. Während man früher glaubte, die ganze Niederung bis nach Pieckel hinauf habe dereinst ein einziges großes Urbass gebildet, will man diesem vorgeschichtlichen Strandsee heute nur einen viel geringeren Raum gönnen.

Nachdem sich die Weichsel bei Pieckel in die Nogat und in die geteilte Weichsel getrennt hat, strömt der östliche Mündungsarm, der heute in einen schmalen Kanal verwandelt werden soll, an der Marienburg vorüber ins Frische Haff, während die eigentliche Weichsel sich am Danziger Haupt wieder in die Elbinger und Danziger Weichsel teilt.

Ehe die gradlinige Mündung bei Schiewenhorst geschaffen worden war, erreichte die Danziger Weichsel bei Weichselmünde das Baltische Meer. Im Jahre 1840

wurde dann das unterste Stück des Stromes durch den Durchbruch bei Neufähr totgelegt, sehr zum Vorteil der Danziger Kaufmannschaft, welcher dadurch ein überaus geräumiger Hafen und Holzlagerplatz geschenkt wurde, der vor den Gefahren des Eisganges gesichert war.

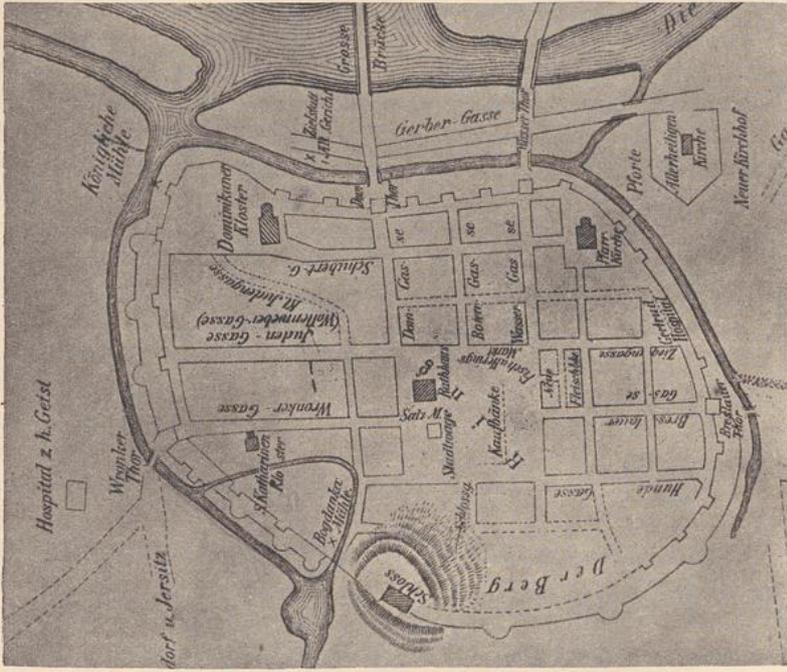
Ebenso wie Marienburg und Dirschau den schmaleren Süden, beherrschen Danzig und Elbing den breiteren Norden des Weichseldeltas, nur daß hier die geschichtlich wichtigere Siedelung im Westen, an der Mündung der wasserreichen Weichsel, am Gestade des offenen Meeres liegt, während Elbing immer unter der mangelnden Tiefe des Hafens und unter der wechselnden, oft überaus geringfügigen Wasserführung derogat zu leiden hatte.

Wenn der Name der Stadt Posen an unser Ohr flingt, denken wir mißmutig an das Andringen der Slawen, an den endlosen, in wenig günstiger Verteidigungsstellung geführten Kampf, zu dem das bedrängte Deutschtum hier verurteilt war. Tönt Danzigs Name an unser Ohr, so überkommt uns eine ganz andere Stimmung. Auch hier ist nicht jede Kunde, die uns aus der Vorzeit übermittelt wird, froh und tröstlich. Wehmütig gedenken wir des Tages, da die Häupter des Danziger Bürgermeisters Legkau und seiner Ratmannen dem Jorn des Ritterordens zum Opfer fielen, und jener Stunde der Rache, da die ergrimmten Bürger das Danziger Ordenshaus samt seinen Grundmauern am liebsten aus der Erde gewählt hätten. Aber gleichzeitig sehen wir doch die schimmernden Segel des Peters von Danzig, der dem Dänenkönige Schach gebot, lugen wir neben dem Danziger Bürger über den hohen Wall zu dem Lager des Polenkönigs hinüber, der den Trotz der Städter nicht zu brechen vermochte. Und wenn wir in Thorn des Astronomen Kopernik gedachten, so steigen hier die Gestalten der Hevelke, Forster, Keinic, Schopenhauer und Sildebrand vor uns auf, die uns zeigen, daß die Söhne der Hanseaten nicht nur irdische Güter in die Speicher führten.

Die westpreussische Provinzialhauptstadt hat sich in den letzten zwei Menschenaltern von Grund aus verändert. Heute wie ehemals streben die alten Kirchtürme über dem Gewirr enger Gassen und Gäßchen zu den Wolken empor, ebenso hell wie in den Tagen der Urälterväter funkelt der goldene Zierat des schlanken Ratsturmes in der Morgensonne, und immer noch spiegeln sich riesige Speicher in der stillen, trägen Flut der Mottau. Aber dort, wo sich dereinst der enge Ring grüner Wälle um die dicht zusammengedrängten Häuser schmiegte, zieht sich heute eine prächtige Ringstraße hin, wo dazumal am weidenumbuschten Ufer des Stadtgrabens schlohweiße Schwäne ihr stolzes Gefieder blähten, saust der Schnellzug rassend in den geräumigen Bahnhof ein, und auf den sumpfigen Weichselwiesen bei Legan, wo ehemals verträumte Angler der Plöge und Karausche nachstellten, wachsen auf riesigen Hellingss die gewaltigen Beherrscher des Ozeans wie hochgetürmte Paläste höher und höher empor.

Wie die Stadt, ist auch die Bürgerschaft eine andere geworden. Was will es heute besagen, daß Danzig 400 km von Berlin entfernt ist. Machst du dich in Berlin zeitig aus den Federn, so kannst du im Danziger Hof zu Mittag speisen. Die Entfernung allein hindert den Sohn des Erzgebirges, den unternehmenden

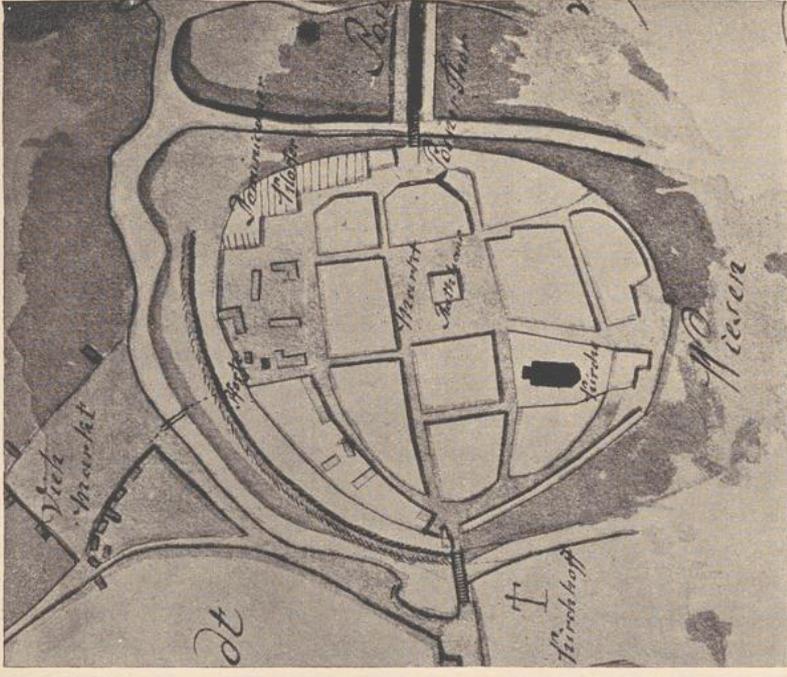
Städtewesen (Provinz Posen).



Posen.

Mittelalterliche Kolonialanlage mit graden Straßen.

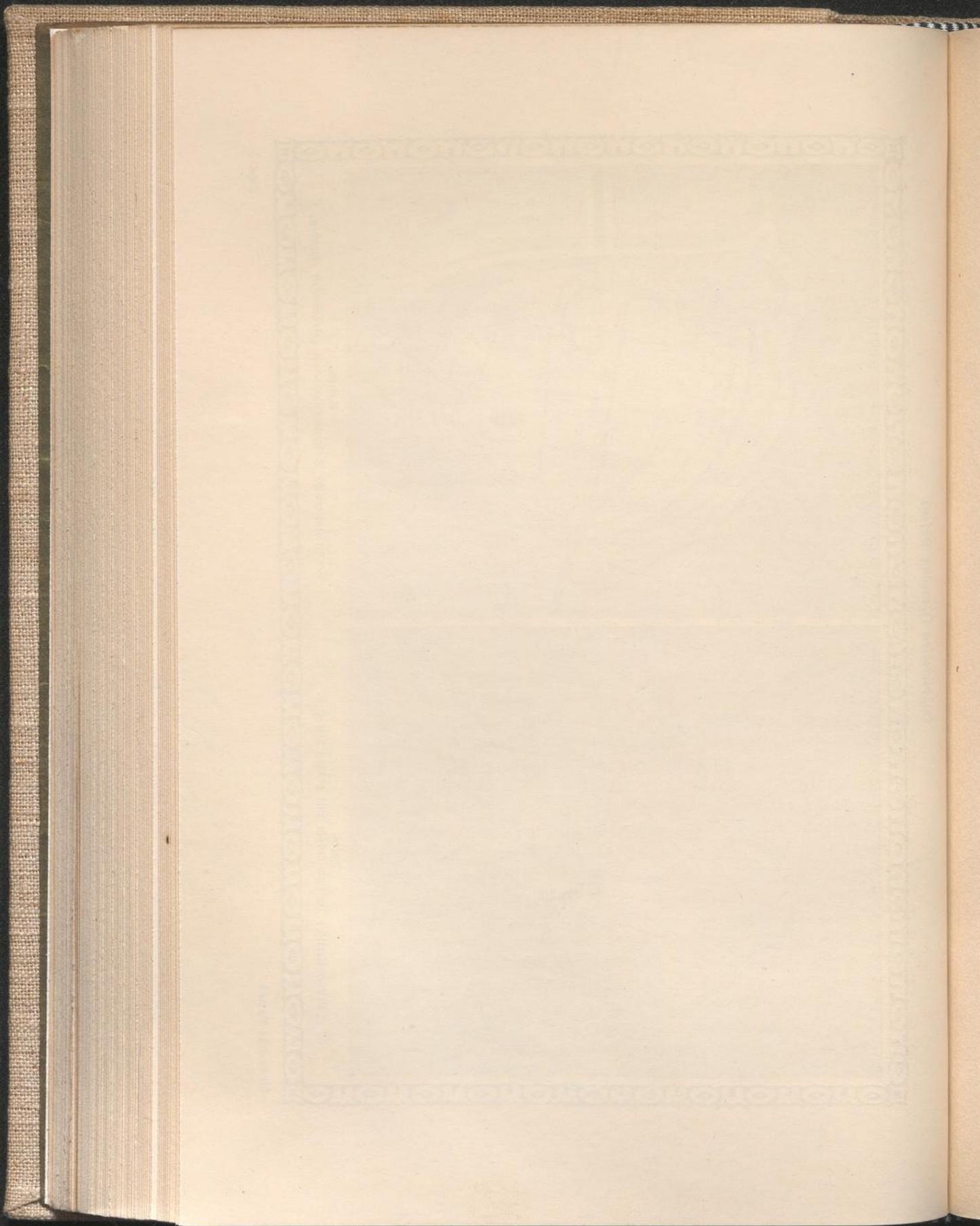
Die deutsche Pommern



Kofen.

Mittelalterliche Kolonialanlage mit gekrümmten Straßen.

Capit 7



Schwaben schon längst nicht mehr, ein paar Semester auf der Danziger Hochschule zu studieren, und der Offizier, der vor den lanzenbewehrten Totenkopfhusaren in das Langgasser Tor hineinreitet, preschte vielleicht vor wenig Wochen über ein Elsäßer Blachfeld.

Noch vor ein paar Jahrzehnten war das anders, da lag das „Reich“ weit, weit hinter den pommerellischen Höhen, und nur ein kleiner, sehr kleiner Teil der Männer und Frauen, die man auf den Danziger Friedhöfen zur Ruhe bestattete, hatten jemals zu den hohen Fenstern des Berliner Königsschlusses, zu den ragenden Graten eines Selsengebirges emporgeschaut. Heute müssen wir schon die im Danziger Dialekt geschriebenen Gedichte eines Domansky zur Hand nehmen, um uns mit der Eigenart des seltsam querköpfigen und beschränkten, aber auch wieder gutmütigen und launigen Danzigers von dazumal vertraut zu machen, den die Nachbarn gern als „Pomuchelskopp“ verspotteten.

Sogar die Großkaufleute und Akademiker waren vordem ein recht bodenständiges Geschlecht. Wenn der Sohn des begüterten Hauses seine Schulzeit beendet hatte, so ging's wohl nach Freiburg im Breisgau oder nach Alt-Heidelberg der feinen, aber saß man erst in der Vaterstadt in Amt und Würden, so galt es von der Erinnerung an die Burschenzeit, an die Hochzeitsreise zu zehren. In schönen Sommerwochen bot der Strand des nahen Meeres, der waldige Abhang der pommerellischen Berge dem anspruchlosen Geschlecht Erholung und Kurzweil genug, so daß es sich von dem grimmen Winter gern in dem engen und doch behaglichen Gefängnis zwischen den hohen, grünen Stadtwällen verwahren ließ. Während heute alles in die weite Welt hinausstrebt und der kleinste Geist von dem Bestreben erfüllt ist, sein Licht den Leuten durch möglichst große Fenster leuchten zu lassen, herrschte damals ein weit bodenständigeres, in sich gekehrtes Wesen vor. Davon sprechen schon die Wohnstätten der alten Kaufmannsgeschlechter in der Langgasse und ihrer Parallelstraße, die dem altberühmten Topenbier den Namen verdankt. So schlicht und schmucklos die hohen Giebelhäuser auch standen, man merkte es ihnen doch an, daß vornehme Menschen darin wohnten, daß Redlichkeit und selbstbewußter Familiensinn in ihnen lebten. Und die Männer, die dort hausten, suchten nicht nur Güter zu erwerben, sondern hatten auch Sinn für die höheren, edleren Schätze des Lebens. Wenn der frühe Winterabend in der stillen Frauengasse dämmerte, wo sich zwischen dem hohen Giebel der Marienkirche und dem niederen Frauentor ein schneebedeckter Beischlag an den anderen reiht, dann leuchteten in dem Versammlungs-saal der „Naturforschenden Gesellschaft“ freundliche Lichter, und der Astronom, der Arzt berichtete von seinen Forschungen einem Kreise von Zuhörern, die nicht nur die Mode, von Zeit zu Zeit in einem Raume zu sitzen, in dem irgendwer über irgendwas herumredet, an diesen Ort geführt hatte.

Mit der weltabgeschiedenen Lage Danzigs hing es wohl auch zusammen, daß seine Bürger mit rührender Liebe an ihrer Vaterstadt hingen, der Großkaufmann und Gelehrte nicht minder wie der Sackträger, der „Bowke“, der selbstbewußt genug auf dem Bohlenwerk der langen Brücke lustwandelte. Schier ungläubig

hörte man den befahrenen Seemann von den Herrlichkeiten fremder Länder erzählen, um bald darauf zu der Überzeugung durchzudringen, es sei in Danzig eigentlich alles doch noch viel schöner. Da man wenig Lust hatte, dieses Paradies mit Fremden, Hergelaufenen zu teilen, verhielt sich der echte Danziger auch gegen die preußischen Offiziers- und Beamtenfamilien anfangs recht ablehnend. Erst vor den Kriegerdenkmälern aus den Freiheits- und Einigungskriegen söhnte er sich mit der veränderten politischen Stellung seiner Vaterstadt allmählich aus, und heute findet die rauschende Preußenhymne hier so begeisterten Widerhall wie nur irgendwo in dem weiten Königreich.

Wie wir schon früher betonten, hat sich in dem letzten Menschenalter das Leben und Treiben in der alten Hansestadt von Grund aus geändert. An die Stelle der Kornträger trat die sinnreiche Maschine; nicht mehr dickbäuchige Vollschiffe und Barken entstehen auf den Danziger Werften, sondern eiserne Ozeandampfer. Die Getreidevorräte, die man früher auf den Wiesen am Ganskrüge lagern ließ, fanden in mächtigen Silospeichern sichere Unterkunft, und dort, wo noch vor 30 Jahren der Roggen wogte, lauschen wißbegierige Studenten den Worten des Hochschullehrers. Infolge der raschen Bevölkerungszunahme in Polen, wo sich in den letzten Jahrzehnten mächtige, volkreiche Fabrikstädte entwickelten, ließ die Getreideausfuhr aus Rußland mehr und mehr nach. Wenn dieser Ausfall auch durch die Steigerung der preußischen Ernteerträge ausgeglichen wurde, so ist doch Danzig heute schon längst aus einem Ausfuhr- zu einem Einfuhrhafen geworden, da die Hunderttausende polnischer Land- und Fabrikarbeiter großer Mengen von Kolonialwaren, Zeringen u. a. m. benötigen.

Auch viele charakteristische Straßenbilder, an denen das frühere Geschlecht seine Freude hatte, sind längst verschwunden. Dort, wo früher die Kadaune an dem malerischen Schuttberge vorbeirauschte, der aus den Trümmern des alten Dominikanerklosters bestand, erheben sich heute geräumige Markthallen, und so ungern man sich entschloß, die alten, bildgeschmückten Freitreppen und Terrassen vor den alten Giebelhäusern, die von Chodowieckis Meisterhand verherrlichten „Beischläge“ zu opfern, so mußten sie doch in einer Straße nach der andern den Ansprüchen des modernen Verkehrs weichen. Die alten, schmalen Tore, welche die einzelnen Stadtquartiere voneinander trennten, und die Vorbauten und Verkaufshallen, die früher allorten weit in die Gassen hinausragten, sucht man heute vergebens. Ein Zeuge der guten alten Zeit stahl sich nach dem andern unauffällig von seinem Platze, bis dann die größte bauliche Umwälzung kam, welche Danzig in Jahrhunderten erlebt hat, die Niederlegung der riesigen Bastionen und Wälle, welche die innere Stadt viele Jahrzehnte hindurch ungebührlich beengt hatten. Aber mochte der Volkswirt, der Hygieniker über den Entschluß der Stadtväter, den engen Gassen Licht und Luft zu schenken, mit Recht triumphieren, der Maler und Poet verfolgte mit stillem Bedauern die Arbeit der unerbittlichen Schaufeln und Spitzhacken, denn jenes grüne Gewand war doch auch ein gar schmuckes Kleid gewesen, an dem der Reisende wie der Einheimische immer wieder ihre Freude hatten, wenn die hohen Arkaden auf den Wallgängen süßen Duft verhauchten oder

die alten Türme am sonnigen Wintermorgen freundlich über das weiße Gehege hinwegschauten.

Wir wollen uns dessen von Herzen freuen, daß in einem Menschenalter aus der schlichten, von der Erinnerung an vergangene Größe zehrenden Hansestadt eine mächtige Großstadt geworden ist, deren Häusermeer mit wenig Unterbrechungen von Praust im Süden bis an den Fuß der Zoppoter Waldberge reicht, daß auf dem toten Mündungsarm der Weichsel für alle Länder der Erde gewaltige Meeresschiffe gebaut werden und Kaufmann wie Techniker sich unablässig bemühen, der wachsenden Menschenzahl neue Erwerbsquellen zu verschaffen. Hoffen wir nur, daß alle diese Kinder einer neuen Zeit miteinander zu einer einheitlichen Bürgerschaft der alten Stadt verwachsen, die sich eins weiß in Freud und Leid! Dann ragt hier an der Mündung der Karpathentochter ein deutsches Bollwerk empor, das dem Slaventum auf lange, lange Jahrhunderte hinaus Widerstand leisten und deutsche Art in dem ostmärkischen Lande wirksam schützen dürfte.

Die Umgebung der alten Hansestadt ist mit Recht wegen ihrer landschaftlichen Schönheit und wechselvollen Gestaltung berühmt. Während sich im Süden und Osten die Wiesen- und Getreidefelder der Niederung in schier endlose Weiten dehnen, bieten die Mündungsarme der Weichsel (seitdem der geradlinige Durchstich der Weichsel bei Schiewenhorst geschaffen worden ist, stellt auch die Strecke zwischen Neufähr und Einlage einen toten Flußarm dar) eine Menge malerischer Flußbilder. Nördlich des Stromes ziehen sich längs der Küste die hohen, Kiefernbestandenen Dünen der Uehrung dahin, von deren Kamm wir hinüberschauen zu dem Abhange der pommerellischen Berge im Nordosten der Stadt, wo sich von Praust bis Zoppot eine ansehnliche, gartenreiche Siedelung an die andere reiht (Praust, St. Albrecht, Ohra, Altschottland, Petershagen, Schidlitz, Langfuhr, Strieß, Pelonken, Oliva, Carliskau, Zoppot). In einem Menschenalter haben Oliva und Zoppot ihre Einwohnerzahl verdreifacht, während Langfuhr heute mehr als fünfmal soviel Menschen beherbergt als beim Tode des Oberbürgermeisters Winter, mit dessen Amtsführung (1803) der rasche Aufschwung der Stadt begann. Wo früher schlichte Landhäuser von schattigen Gartenbäumen dem Blicke des Wanderers fast entzogen wurden, prunken heute vielstöckige Mietspaläste, und dort, wo der Städter dazumal im einstöckigen Fischerhause notdürftige Unterkunft fand, suchen anspruchsvolle Kurhäuser die vielfach übertriebenen Bedürfnisse verwöhnter Badegäste zu befriedigen. Natürlich veränderte das alles auch die Eigenart des Landschaftsbildes. Während früher die weißen Landhäuser hier (Langfuhr, Oliva, Zoppot) bescheidene Marktflecken, dort (Zeiligenbrunn, Pelonken) lange Häuserreihen bildend, in dem grünen Tal, an der waldbigen Berglehne beinahe verschwanden, bedecken sie heute breit hingelagert fast unabsehbare Räume und Kreise, an die der Wald nur bescheidenlich eine grüne Tangente zu ziehen wagt.

Aber dennoch findet auch heute noch der Wanderer, dem das geräuschvolle Treiben der Badegäste nicht zusagt, dem eine stille Waldwiese lieber ist als ein halb Dugend staubiger Tennisplätze, in dem Danziger Gau noch immer seine

Rechnung, mag er die grünen Bergwälder bei Oliva und Zoppot durchstreifen, von den ragenden Vorgebirgen bei Adlershorst und Redlau auf die blaue Meerflut herniederschauen oder an dem Gestade der schmalen, nehrungsartigen Halbinsel Zela der erhabenen Melodie der Meereswellen lauschen.

Der Reichtum an alten Baumgängen und lichtdurchfluteten Buchenhainen, die große Zahl gartenreicher Siedelungen verleihen der Danziger Gegend ein überaus warmes, südliches Gepräge, wodurch sie sich, ebenso wie der ähnlich geartete Elbinger Gau, von den meisten Gebieten unseres deutschen Nordostens scharf unterscheidet. Als ich heuer auf der Rückkehr von einer Mittelmeerreise einige Zeit die Umgegend des laubreichen Görz — die Welschen nennen's Goryzia — durchstreifte, fühlte ich mich immer wieder an die waldigen Täler bei Pelonken, Oliva und Sagorsch erinnert, wo ebenso schattige Chausseen in den Talgründen dahinführen, ebenso freundliche Buchenwälder an den sanft geschweiften Höhenzügen emporsteigen. Auch nördlich von dem geräuschvollen Badeorte Zoppot, den wir noch zu der Siedelungsgruppe rechnen müssen, deren Kern die Danziger Altstadt bildet, behält die Landschaft ihren freundlichen Charakter bei. Zwischen den Abhängen der pommerellischen Höhe und einer Reihe diluvialer Horste im Osten, die wie Inseln aus dem moorigen Grunde aufragen und mit steilen Hängen zum Meere abfallen, den sogenannten Kämpfen, führt ein breites, trocken gefallenes Stromtal von Kl. Katz in nördlicher Richtung bis nach Rheda, um dann ostwärts umzubiegen und den Wanderer über Neustadt und Lauenburg zu der pommerischen Küste zu geleiten. Wenn wir diesem Stromtal folgen, haben wir zur Linken fast überall prächtige Laubwälder, und jeder Bach, der unter der Chaussee dem Meere zueilt, weist uns einen Weg in prächtige Waldtäler, wo bald uralte Buchen weite Säulenhallen bilden, bald die Stämme rotborziger Kiefern im Abendschein glühen. Das breiteste und malerischste dieser Täler ist vielleicht das der Sagorsch oberhalb von Rahmel, das den Danzigern unter dem Namen des Schmelztales bekannt ist. Auch auf den Bergen, die das freundliche Waldnest Neustadt umhegen, finden wir köstliche Waldbilder, da die Rotbuchen hier höher und mächtiger aufragen denn anderswo, und die weißgetünchten Wallfahrtskapellen, die wohl nach Duzenden zählen, sich trefflich abheben von dem lichtgrünen Hintergrunde des sonnendurchfluteten Buchenlaubes.

Die Nordwestecke der Provinz zwischen dem Neustädter Stromtal und der Ostsee wird zum Teil von weiten Wäldern eingenommen, die einen malerischen Landsee, den Jarnowitzer See, umrahmen. Ihr Nordrand wird durch einsames Bruchgelände von den riesigen Wanderdünen getrennt, die sich auch weiter westwärts, soviel wir sehen können, in melancholischem Einerlei an der pommerischen Küste dahinziehen.

Elbing, die Schwesterstadt Danzigs, an dem Ostrande des Weichseldeltas, spielte zu allen Zeiten die Rolle einer bescheidenen Stieffchwester, da durch das für Seeschiffe nicht recht zugängliche Haff der Seehandel erschwert wurde und auch die Flußschiffahrt die breitere und tiefere Weichsel derogat vorzog. Erst in neuerer Zeit entwickelte sich Elbing zu einer lebhaften Fabrikstadt (Torpedoboote, Metall-

waren, Maschinen, Weberei, Tabaksmanufaktur, Bierbrauerei), aber noch in den jüngsten Tagen mußten die Elbinger die ungünstige Lage ihrer Vaterstadt bitter empfinden, denn als die Erben des genialen Gründers der Schichauschen Werften zu dem Bau großer Ozeandampfer und Panzerschiffe übergehen wollten, blieb ihnen nichts anderes übrig, als mit den dazu nötigen Werftanlagen nach Danzig überzusiedeln.

Auch die Elbinger rühmen sich mit Recht der landschaftlichen Schönheit ihres Heimatlandes, denn dicht an den Fluten des Frischen Haffes erreichen die sanft geschweiften Kuppen der Trunzer Berge rund 200 m Meereshöhe. Dank der rastlosen Tätigkeit des Wassers öffnen sich an dem Abhange dieses kleinen Gebirges eine Unzahl waldiger Täler, in denen klare Bäche rauschen und steile Lehmwände dem Wanderer Kühne Felsgrate vortauschen möchten. Wenn wir uns an der schwellenden Pracht des Laubwaldes, an den hohen Gewölben der stolzen Rotbuchen sattgesehen haben, so brauchen wir nur auf hurtigem Dampfer das Frische Haff zu durchqueren, um auf der schmalen Nehrung eine ganz andere Welt, einsame Fischerhütten, himmelhohe Sanddünen und windzerzauste Kiefern zu finden.

Nur allzugern vergleichen die Danziger Schriftsteller den tiefeingeschnittenen Meerbusen zwischen Rirhöft und Brüsterort mit dem Golf von Neapel, aber dieser oft gehörte Vergleich wird durch seine Kühnheit nicht besser. In landschaftlicher Hinsicht bildet dieses weite, tiefe Meeresbecken überhaupt keine Einheit, da die Hügel nördlich von Danzig, ebenso wie der steile Hang des Samlandes, nicht hoch genug sind, einen so weiten Raum zu beherrschen. Nicht ein Bild, sondern Duzende finden wir hier, und die meisten sind voneinander gar verschieden. Wie wenig hat nicht die Aussicht von den Dünen bei Neufähr mit jener von Adlershorst gemeinsam! Dort beherrscht unser Blick die grünen Fruchtfelder der Niederung, die dunklen Dünenwälder und die melancholischen Sandinseln vor der durch den Durchbruch von 1840 geschaffenen Weichselmündung, hier schauen wir über schwellende Buchengipfel auf die tiefblaue Meerslut, die fast lotrecht unter uns an dem steilen Hange nagt und weiter südwärts zwischen sich und der hohen Kliffküste noch Raum läßt für ein immer breiter werdendes Vorland, auf dem die Villen Zoppots und seine weiten Gärten und Parkanlagen Platz fanden. Raum 20 km sind diese beiden Punkte voneinander getrennt, und doch hat das Gelände, das uns an ihnen umgibt, so gut wie nichts miteinander gemeinsam. Wer immer an den Gestaden der Danziger Bucht lustwandeln mag, wird sicherlich eine Fülle lieblicher Landschaften finden, aber nach einem einzigen, großen, eindrucksvollen Gemälde der ganzen Bucht wird er vergebens suchen.

Von den beiden Teilen, in welche die Provinz Westpreußen durch die Weichsel zerlegt wird, ist der östliche zwar kleiner, aber volkreicher und wertvoller, wertvoller schon aus dem Grunde, weil wir in ihm nördlich der Ossa bei dt. Eylau, Riesenburg und Rosenberg weite Strecken mit vorwiegend oder rein deutscher Bevölkerung finden, während westlich der Weichsel der Slawe vorherrscht und unsere Landsleute erst jenseits der Brahe große, zusammenhängende Flächen be-

wohnen, die aber nur noch bedingungsweise zur eigentlichen Ostmark gerechnet werden können.

Besonders freundliche Gegenden treffen wir südlich des verschilften Drausensees in dem waldbreichen Gebiete längs der ostpreussischen Grenze, wo die prächtigen Buchenwälder bei der alten Ordensstadt Christburg ein bevorzugtes Jagdrevier unseres Kaisers bilden. Überaus anmutig wechseln hier alte Laubbestände mit geräumigen Lichtungen, über die von uralten Linden beschattete Chausseen den Wanderer von einem wohlhabenden, gartenreichen Dorfe zum andern geleiten. In diesem Gau finden wir auch den größten Landsee der Provinz, den mächtigen über 3000 ha großen Geserichsee. Gerade so wie der Goplosee in Posen greift auch dieses ansehnliche Wasserbecken noch in das östliche Nachbargebiet der Provinz hinüber. Am südlichsten Ende des Geserich erblicken wir das freundliche Dt.-Eylau, das, ungleich seinen Schwesterstädten, trotz seines hohen Alters (es besitzt seit 1305 Stadtrecht) niemals eine bedeutende Ordensburg besessen hat. Da sich hier die Bahnlinien Marienburg-Warschau und Insterburg-Thorn kreuzen und der Holzreichtum der benachbarten Wälder die Gründung von Sägemühlen und anderen gewerblichen Unternehmungen veranlaßte, hat sich der anmutige Ort in neuerer Zeit sehr gehoben. Die weiten Forsten und prächtigen Waldseen, die zum Teil, wie der Karraschsee, auch wegen ihres Reichtums an Wasservögeln bemerkenswert sind, machen die Umgegend der Stadt zu einem der anmutigsten Gebiete unseres deutschen Ostens.

Im Südosten der Provinz, wo die Polen wieder die Mehrzahl der Bevölkerung bilden, steigen die Hügel, welche der Oberlauf der ansehnlichen Drewenz von dem flacheren Kulmerlande trennt, allmählich zu den 310 m hohen Erhebungen der Kernsdorfer Höhe an, deren höchster Punkt aber schon auf ostpreussischem Boden liegt. In den Städten dieser Gegend haben sich neben einer geringen Zahl deutscher Bürger, die aber den wohlhabenderen Teil der Bevölkerung ausmachen, auch viele Juden niedergelassen. Hier findet man an den Stammtischen der Wirtschaftshäuser eine rechte bunte Gesellschaft; neben dem deutschen Gymnasiallehrer den reichen, jüdischen Getreidehändler, neben dem sehr oft aus dem Westen stammenden Amtsrichter und Oberförster den polnischen Dekan, der seine wahren Anschauungen über Volkstum und Staat in dieser Umgebung geschickt zu verbergen sucht. Die Kunde scheint sich zwar ausgezeichnet zu vertragen, aber dennoch sind die meisten durch unüberbrückbare Gegensätze in ihrer Weltanschauung voneinander getrennt.

Der Wanderer, welcher in diesem Landstrich die Augen offen hält, wird gar bald die Überzeugung gewinnen, daß die Deutschen und Polen nicht gerade die freundlichsten Gefühle füreinander hegen, so oft man auch schon an den Namen — ich erinnere nur an die Familie von Marwicz (von Marwig) — zu erkennen vermag, daß die Vorkämpfer hüten wie drüben nicht durch Bande des Blutes und der Abstammung an ihre Kampfgenossen gefesselt sind. Heute wird uns im Dorf Frug erzählt, der polnische Gutsbesitzer habe das Betreten seiner Wälder ein für allemal verboten, weil der heilige Grund in der jüngsten Woche durch das Sommer-

fest eines deutschen Turnvereins entweiht worden sei, und morgen überschreiten wir die rauschende Drewenz auf einer Brücke, deren Geländer nur bis zur Mitte des Stromes die preussischen Farben zeigt, während die andere Hälfte jeden Anstrichs entbehrt. Dort ist der Kreis, hier der slawische Großgrundbesitzer zum Unterhalt des Bauwerks verpflichtet.

In ihrem äußeren Ansehen haben die älteren Niederlassungen dieser Gauen, Orte wie Lössau, Neumark und Strassburg, in der letzten Zeit manche Fortschritte gemacht.

Gehen wir über den Markt, so treffen wir neben einem neomodischen Geschäftshause die Schreibstube eines Getreidehändlers, in dessen gewaltigen Speichern der größte Teil des Erntesegens der benachbarten Gluren Aufnahme findet, ehe er in die weite Welt hinauswandert, und neben dem ersten Gasthose des Ortes, dessen Besitzer früher oft ein Jude war, hat sich ein deutscher Buchhändler niedergelassen, der bestrebt ist, die künstlerischen, literarischen und papierernen Bedürfnisse der Einwohnerschaft zu befriedigen. In dem Weichbilde der Stadt fehlen nur selten eine oder mehrere Schneidemühlen, in denen die Stämme der weiten Kiefernwälder zu Dielen und Balken verarbeitet werden.

Das ansehnliche Tal der Drewenz, die das Gebiet durchströmt, ist auch in landschaftlicher Hinsicht nicht uninteressant, da der breite Talgrund und die ansehnlichen Höhen, die ihn begleiten (z. B. die Nawraberger bei Neumark) dem Bilde etwas Wuchtiges und Großzügiges geben.

Viel fruchtbarer, aber darum nicht reizvoller ist das ebenere Kulmer Land, dessen ertragreicher Lehmboden schon frühzeitig des Schmuckes schattiger Wälder beraubt worden ist. Hier fanden schon die Ordensritter eine dichte Bevölkerung polnischer Herkunft vor, die später große Mengen trefflichen Weizens nach Danzig lieferte. Heute werden hier namentlich Rüben gebaut, um den riesigen Bedarf der Zuckerfabriken (Kulmsee besitzt die größte des ganzen Reiches) befriedigen zu helfen. Die Städte des Kulmerlandes, Kulmsee und Briesen vor allem, sind neuerdings rasch gewachsen, machen aber auf die Reisenden keinen unbedingt erfreulichen Eindruck, da die bescheidenen, oft recht unvirtlichen Gäßchen der alten Stadtteile von den in unserer Zeit entstandenen öffentlichen Bauten doch gar zu sehr abstechen. Um die Stadt Briesen herum wurde ein großes Gebiet mit Ansiedlern besetzt (im ganzen Kreise erwarb die Ansiedlungskommission 18107 ha), unter denen wir viele Rückwanderer aus Südrußland und der Dobrudscha finden, so daß wir im schlichten Dorfkrug manch anregendes Gespräch über die Zustände in diesen fernen Erdstrichen führen können.

Ebenso wie die Gegenden im Südosten der Provinz, weisen auch die Gebiete westlich der Weichsel vorwiegend polnische Bevölkerung auf. Hier finden wir nordwestlich von der Provinzialhauptstadt den slawischen Stamm der Kassuben, dessen Eigenart in jüngster Zeit von solchen Gelehrten, die mit der selbstlosen Hingabe des Deutschen seine Sitten und Gebräuche zu erforschen strebten, vielfach allzusehr betont worden ist, weil sie den berechtigten Vorwurf fürchteten, durch die Pflege kassubischen Wesens dem Polentum Vorschub zu leisten.

Noch vor einem Menschenalter lebten die Kassuben in rechter Weltabgeschiedenheit dahin, und wenn der Danziger Bürger die mit langem, blauen Leibrock und slawischer Mütze bekleideten Männer, die in bunter Haube und grellfarbigem Umschlagtuch prangenden Frauen auf dem Wochenmarke beobachtete, geschah es in der Überzeugung, daß diese Menschen noch im wesentlichen ein rein vegetatives Dasein führten und daß sie sich mit ihren unentwickelten Weltvorstellungen und ihrem desto besser entwickelten Aberglauben nicht allzusehr über manchen halb-wilden Stamm der Fremde erhoben. Sicherlich wäre der Danziger deutschen Geblüts geradenwegs zum Kadi gelaufen, hätte es sich jemand beifallen lassen, ihn selber als Kassuben zu bezeichnen.

Heute ist es den rastlosen Bemühungen polnischer Ärzte und Rechtsanwälte, Zeitungsschreiber und Kapläne, die gern ins Parlament schlüpfen möchten, längst gelungen, diese ärmlichen Blaubeersucher und Serfelhändler gegen ihre deutschen Nachbarn aufzureizen und in ihnen die Überzeugung zu wecken, daß ihnen das Heil nur von eben jenen Großpolen kommen könne, die früher auf den armen Kassuben wie auf einen halbidiotischen Stiefbruder mit unverhohlener Verachtung herabsahen. Verdankt doch der Kassube dem stolzen, polnischen Vetter nicht einmal den Bauplan seiner ärmlichen Behausung, die eine bescheidenere Nachbildung des niedersächsischen Bauernhauses darstellt.

Unter solchen Umständen kann es uns nicht wundernehmen, daß slawische Art und polnisches Wesen in dem von freundlichen Waldbergen umfriedeten Neustadt und in dem recht im Herzen der Kassubei gelegenen Berent immer größere Fortschritte machen. Gibt es doch abenteuerliche Geister, die in den polnischen Zeitungen davon faseln, es sei höchste Zeit, Danzig zur echten, rechten Hauptstadt der Kassubei zu machen. Gott sei Dank dürfen wir auf solche Phrasen heute noch mit hellem, deutschem Lachen antworten, aber hüten wir uns, auch hier wieder in den Fehler unserer Landsleute zu verfallen, alle solche Dinge so lange leicht zu nehmen, bis schlimme Erfahrungen die Leichtsinigen zu spät Vorsicht lehren.

Daß die Kuppen und Hochebenen der Kassubei nicht zu den fruchtbarsten Teilen der Ostmark gehören, beweist uns schon das Sprichwort des Werderaners: „Lieber in der Niederung ersaufen, als auf der Höhe verhungern“, mit dem er jenen zu antworten pflegte, die ihn auf die fast unabwendbaren Gefahren des Weichselhochwassers aufmerksam machten. Aber was die Natur diesem „blauen Ländchen“ an Fruchtbarkeit vorenthalten hat, maß sie ihm überreich an landschaftlichen Reizen zu.

Als die Eiszeit ihrem Ende zuging, verteidigten sich die ungeheuren nordischen Gletscher hier auf den Höhen der Kassubei manches Jahrhundert hindurch gegen den warmen Hauch, der immer fühlbarer vom Sdland herberwehte und aus diesem hochragenden Nissheim so gewaltige Schmelzwasserströme hervorbrecen ließ, daß hier rundliche Strudellöcher, dort schmale, tiefe Rinnen in den Boden gerissen wurden, in denen später Klare Seen ihre Stätte fanden. Und höher und höher lagerten sich die Schuttmassen und Gesteinstrümmer, die das Eis aus dem Nordland über den seichten Graben der Ostsee geschleppt hatte, als Grundmoräne

unter dem Boden der Gletscher, als Endmoräne an dem Rande des Eislandes ab, so daß in der Nähe des heutigen Marktflückens Karthaus, wo der Oder- und Weichselbogen des Endmoränenzuges zusammentrafen, die Hügel und Berge fast viertelshundert Meter in die Höhe wuchsen, während südlich davon die älteren, tertiären Schichten unter mächtigen, von den Schmelzwässern abgelagerten Sandmassen verschwanden, die sich später mit endlosen, dürftigen Kiefernheiden bedeckten.

Die prächtigen Täler, die sich an dem Nordosthange der Moränenberge zwischen St. Albrecht und Neustadt öffnen, haben wir schon bei der Besprechung der Provinzialhauptstadt kennen gelernt, weil Danzig seine reizvolle Umgebung in erster Linie diesen Tälern verdankt.

Wenn wir von dem Ostrand des Hochlandes westwärts wandern, so kommen wir von mageren Weiden in weite Wälder, von rotblühenden Heidestrichen in tiefeingeschnittene Flußtäler, in denen die Kadaune, die Serse wie echte Gebirgsflüsse wirbelnd dahinbrausen. Dann rasten wir wieder am waldumhegten Landsee oder schauen von freier Höhe weit hinweg über die Hochfläche, ihre Kuppen und Täler, Seen und Weiler.

Schier gewaltsam muß sich der Reisende, der vom Ufer des Ostrigsees zu dem von dunkelblauen Kiefernwäldern bedeckten Turmberge hinüberschaut, der von dem Wiesenufer der Kadaune im Babental zu den steilen Wänden der schmalen Erosionsrinne emporblickt, daran erinnern, daß er in der Norddeutschen Ebene weilt. „Hier ist wirkliche Gebirgsnatur mit tiefen Schluchten und Tälern und doch nur aus Moränenschutt aufgebaut.“ Und wie vielgestaltig sind nicht die Kassubischen Landseen! Hier füllt ein rundes Wasserbecken die tiefste Stelle eines waldigen Grundes, dort zieht sich eine schmale Wasserrinne zwischen steilen Lehmwänden dahin, und ein paar Kilometer weiter dehnt sich wieder ein blanker Spiegel inmitten ebenen, fahlen, eintönigen Weidelandes, wo uns jeder Maßstab für die Größe des Landsees fehlt.

Auch die Kassubischen Dörfer verdienen oft die Teilnahme des schönheitsfrohen Wanderers. Hier lagern sie sich malerisch um tief eingeschnittene Buchten geräumiger Landseen, dort leuchtet vor den Strohdächern der niederen Hütten, die sich an der gelben Sandstraße dahinziehen, die überreiche Beerentracht windzerzauster Ebereschen, während der einsame Abbau in der Feldflur sich der goldenen Flut blühender Ginsterbüsche kaum zu erwehren vermag. Einen anderen Schmuck erhielt diese Landschaft in jüngster Zeit in den weiten Wasserbecken, die in dem Flußtal der Kadaune durch Talsperren aufgestaut wurden, um die Kraft des Flusses den industriellen Betrieben der Umgegend dienstbar zu machen. Ebenso gut wie die idyllischen Orte Thüringens vermöchte das liebliche Karthaus dem Danziger, dem Königsberger als Sommerfrische zu dienen, die bei der Rückkehr in die Großstadt dann noch das frohe Bewußtsein mitnehmen könnten, das Deutschtum an einem gefährdeten Orte der Heimat zu ihrem Teile geschützt zu haben.

Weiter südwärts kommen wir in das eintönige Gebiet der großen Kiefernwälder, wo die Tucheler Heide den weiten Raum von dem Weichbilde der Stadt

König bis an den Abhang des Weichseltales mit schwarzblauen Tadelkronen bedeckt hat. Erst in neuerer Zeit liefert dieser riesige Wald Erträge, die seiner Größe einigermaßen entsprechen, da früher dem Staate die Mittel fehlten, die in dem weltfernen Gau erforderliche Zahl von Forstbeamten zu unterhalten. Heute teilen sich 27 Oberförster in die Aufgabe, die ungeheure Fläche zu bewirtschaften.

An landschaftlichen Reizen ist die Tucheler Heide weit ärmer als das Moränengebiet der Kassubei. Dafür, daß sie nicht gänzlich fehlen, sorgen erlenumbuschte Landseen, in schmalen Wiesentälern dahinströmende Waldflüsse und kleine Flecken üppigen Laubwaldes, die hier und da (z. B. die Chirkova bei Osche) den eintönigen Kiefernwald unterbrechen. Andererseits sind aber auch wieder manche Strecken des Heidewaldes, namentlich auf dem allerärmsten Sandboden, so unbeschreiblich gleichförmig und eintönig, daß wir jeden abenteuerlich geformten Wacholderbusch, jeden Eibenhorst, jede Brombeerhecke, jede halbwüchsige Eiche, die unter den Kiefernkronen ein kümmerliches Dasein fristet, wie ein unerwartetes Geschenk willkommen heißen.

An Städten ist dieser Teil der Provinz überaus arm. Auch König, das in den Jahren von 1772—1793, bevor Danzig an Preußen fiel, sogar die Hauptstadt der neuerworbenen Gebiete darstellte, ist noch heute eine Siedelung, die eher den Namen einer Kleinstadt als den einer Mittelstadt verdient, obgleich sie naturgemäß der Sitz vieler Behörden werden mußte. Uns geht die Stadt hauptsächlich deshalb an, weil in ihrer Nähe, in der sogenannten Koschneiderei, deutsche Westfalen ihr Volkstum besser als die Bamberger bei Posen bis auf unsere Tage treu bewahrt haben. Die Stadt Pr. Stargard, der Kognakbrennereien und Schnupftabakfabriken einige Bedeutung gegeben haben, ist in der letzten Zeit an Einwohnerzahl sogar zurückgegangen.

Unter diesen Umständen ist es doppelt unerfreulich, daß gerade in unseren Tagen westlich von der Weichsel, in und an der Tucheler Heide, eine große Anzahl städtlicher Marktflecken von überwiegend polnischem Gepräge überraschend schnell anwächst. So dürfte hier in kurzem eine ganze Reihe von Städten entstehen, in denen nicht wie in den alten Orten an der Weichsel das Deutschtum von alters her einen fast unzerstörbaren Kern bildet, wo ganz im Gegenteil schon die Anfänge und Grundlagen durchaus polnischen Charakter haben. Zu diesen Siedelungen gehören Czersk mit seiner lebhaften Holzindustrie, Osche, Long, Brus, Skurz, Hoch-Stüblau, Pelpin, der Sitz des Kulmer Bischofs, u. a. m.

Während hier die westpreussischen Polen sich ansehnliche Mittelpunkte für ihre wirtschaftliche und politische Tätigkeit schaffen, geht die Einwohnerzahl der Städte in den rein deutschen Strichen an der westlichen Grenze der Provinz leider immer mehr zurück. Neben anderen Gründen spricht dabei auch die Tatsache mit, daß hier die Tuchweberei, die früher vielen Tausenden fleißiger Hände lohnende Arbeit bot, infolge der russischen Grenzölle und des immer mehr abnehmenden Umsatzes auf den städtischen Jahrmärkten so gut wie ganz verschwunden ist. Während Czersk in den letzten fünf Jahren um 16,54, Skurz um 15,37, Pelpin um 12,92 Proz. zugenommen haben, sind in der gleichen Zeit, um nur ein paar Bei-

spiele zu nennen, die deutschen Städte Baldenburg um 1,99, Landeck um 5,07, Tütz um 8,12 und Schloppe um 8,88 Proz. zurückgegangen. Selbst der ansehnlichste Ort des Westzipfels der Provinz, das zwischen waldumhegten Landseen malerisch daliegende Deutsch-Krone, weist nur die geringfügige Zunahme von 2,09 Proz. auf.

Da wir hier, in den wald-, heide- und seenreichen Gebieten an der pommerschen und brandenburgischen Grenze rein deutsche Landschaften erreicht haben, dürfen wir unsere Wanderung beenden. Was sie uns lehrte, genügt wohl zu der Erkenntnis, daß die deutsche Nordostmark durchaus nicht das eintönige, reizlose Land ist, als das sie bis in die neueste Zeit verschrien wurde. Während die Natur dem schaulustigen Wanderer blanke Landseen und schattige Wälder, ansehnliche Höhen und tief eingeschnittene Flußtäler zeigte, konnte er sich am Burggraben der Marienburg, zwischen den himmelhohen Giebelhäusern der alten Hansestadt Danzig in jene längst verrauschte Zeit zurückversetzen, da das deutsche Schwert und der deutsche Geist von diesem Boden Besitz ergriffen. Wo immer wir weilen mochten, in den Obsthainen an der schlesischen Grenze wie an den Schleusen des Bromberger Kanals, in den Hopfenpflanzungen bei Neutomischel wie auf dem ragenden Weichseldamme, überall wurden wir Zeuge dessen, was deutsche Arbeit hier geleistet hat. Aber fast allerorten spürten wir auch die immer drohender anwachsende Hochflut des Slawentums, das die Deutschen von dem Boden, auf dem ihnen jahrhundertlang Kulturarbeit Heimatsrechte gegeben hat, samt und sonders zu verdrängen sucht. Hoffen wir, daß diese Erkenntnis unsere Volksgenossen immer mehr und mehr zu dem Bewußtsein bringt, daß es sich im Kampf um die Ostmark nicht nur um wirtschaftliche Vorteile, sondern um unsere nationale Ehre handelt. Sollen wir uns von den Polen, die aus allen Teilen der Welt, vom Ufer der kanadischen Seen so gut wie von den Hängen der Karpathen, ihren Pfennig in die Kriegskassen der ostmärkischen Kämpfer senden, an völkischem Eifer und an Opfermut übertreffen lassen? — Ehrenpflicht ist es für uns, die Scholle festzuhalten, wo deutsche Hände das Posener Rathaus und die stolze Marienburg türmten, wo ein Ulrich von Jungingen in heldenmütigem Kampfe verblutete. Seien wir auf der Hut, damit nicht ein späteres Geschlecht bei Schillers Wort:

Nichtswürdig ist die Nation,
die nicht ihr alles setzt an ihre Ehre,

wehmütig dessen zu gedenken braucht, was deutscher Geist und deutsche Waffen in der Ostmark erworben und — verloren haben.

